

## Sator arepo.

### Abenteuer eines magischen Quadrats.

Von Friedrich Focke, Tübingen.

S A T O R  
A R E P O  
T E N E T  
O P E R A  
R O T A S

Man erwarte von den folgenden Bemerkungen zur Satorformel nicht eine neue oder gar „die“ Lösung des Rätsels, das man in ihr zu sehen pflegt. Seit etwa 1880<sup>1</sup> haben sich in solcher Absicht an dem alten Zauberspruch viele versucht, und alle werden — was manche offen aussprachen — des guten Glaubens gewesen sein, daß mit ihrem Vorschlag der Fall nunmehr erledigt sei und man sich nur wundern müsse, daß gerade diesen Weg noch niemand beschritten habe. Ich zweifle nicht, daß sich die Zahl der „verblüffend einfachen“ Patentlösungen, anstatt nachgerade zu beunruhigen, noch vermehren wird. Im folgenden aber soll — im Rahmen eines kritischen Berichts über zwei neuere Deutungsversuche — die Überzeugung vertreten werden, daß ein ratbares Rätsel hier gar nicht vorliegt. Das Satorquadrat ist gar kein Rebus, kein Kryptogramm, dessen verborgenen Sinn es zu entziffern gelte. Eben darin freilich, daß es immer wieder dazu gereizt hat, seinen labyrinthischen Gängen nachzugehen, um „hinter“ sein Geheimnis zu kommen, um den apotropäischen Sperriegel, den es darstellt, zu durchbrechen, ist bereits eine Wirkung seines Zaubers zu erkennen. Denn wo und wie auch immer man sich hinein- und gleichsam hindurchzulesen versucht, immer sieht man sich alsbald zur Umkehr genötigt und unter höllischem Gelächter der Palindromgeister wieder hinauskomplimentiert. Darum haben alle, die neue Vor- und Rückwärts-, Kreuz- und Querlesungen herausgefunden haben, zur Lösung dieses schier unendlichen „Welträtsels“ insofern beigetragen, als sie seine spiegelartige Undurchdringlichkeit und damit seinen abwehrzauberischen Nutzwert durch immer neue Proben bestätigten. Die „richtige“ Lösung ist somit längst gefunden. Man muß sich nur entschließen, sie zu erkennen und anzuerkennen.

Mögen indessen die Arbeiten, die das Quadrat von unzutreffenden Voraussetzungen aus angingen, im Ergebnis noch so fragwürdig sein, zu einer Vermehrung der Belege haben die vereinten Bemühungen der Neuzeit auf jeden

<sup>1</sup> Alexander Treichel, Das Tolltäfelchen aus Wahlendorf (Westpreußen): Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1880, 42, gab mit der Veröffentlichung einer sog. Tolltafel (s. unten) und den beigelegten Erläuterungen den Anstoß zur Suche nach weiteren Belegen und Deutungen. Hingewiesen aber hatte auf die Formel und ihre Verwendung als „Zauberschutz“ mit treffenden Bemerkungen schon Adolf Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart<sup>2</sup> (1869) 167.



Fall geführt. Und es ergaben sich dabei nicht nur neue Nachweisungen für die Formel selbst, für ihre Verbreitung, ihr Alter und ihre älteste Gestalt, sondern es traten nach und nach so viele Sach- und Formverwandte zutage, daß wir der Gefahr einer Vereinzelung nicht mehr zu erliegen brauchen. Unsere Aufgabe muß vielmehr sein, das Satorquadrat in den ihm gemäßen Gattungszusammenhang zu stellen und aus diesem heraus zu deuten.

Ich gebe zunächst einen Überblick über die ältesten Belege<sup>1</sup>.

Zwei Vorkommen in Pompeji, beide mit Sicherheit vor dem Vesuviusausbruch von 79 n. Chr. anzusetzen, sind zur Zeit die ältesten Zeugen für das Quadrat. — Im südlichen Säulenumgang des Hauses des Publius Paquius Proculus (Regio I, Insula VII, Haus Nr. 1) fand sich 1925 ein Stückchen Wandverputz, auf dem die Enden dreier Formelworte standen<sup>2</sup>.

E N E T  
R E P O  
A T O R

An der Ergänzung kann kein Zweifel sein. Auffallend ist die mit *rotas opera* beginnende Wortstellung. Darüber handelt Abschnitt 17 dieser Arbeit. Folgerungen aus den Fundumständen zieht Abschnitt 7.

Die ungewohnte Wortfolge bestätigte sich durch einen Fund von 1936, der eine Inschrift an einer Säule des westlichen Umgangs der in augusteischer Zeit angelegten Großen Palästra (westlich des Amphitheaters, im Südosten der Stadt) ergab<sup>3</sup>. Einzelheiten werden uns im 5. und 6. Abschnitt beschäftigen. Das Quadrat ist hier mitsamt einigen unten zu erörternden Begleitworten in eine der nach außen gewölbten Stuckkannelüren geritzt (vgl. Abb. 1). Es ist vollständig erhalten und lautet:

R O T A S  
O P E R A  
T E N E T  
A R E P O  
S A T O R

<sup>1</sup> Hauptfundverzeichnis: Siegfried Seligmann, Die Satorformel, Hessische Blätter für Volkskunde 13 (1914) 154, dazu die Ergänzung ebendort 20 (1921) 1. Ältere Zeugnisse: H. Leclerq, Amulettes: Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne et de Liturgie I 2 (1907) 1809. Geschichte der neueren Deutungen: Herbert Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch (1931) 420. Neuere Literatur: Franz Dornseiff, Das Rotas-Opera-Quadrat: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 36 (1937) 222. Eduard von Welz, Sator arepo: Societas Latina 5 (1937) 55 und 6 (1938) 24. Zu beachten: Wilhelm Ahrens, Altes und Neues aus der Unterhaltungsmathematik (1918) 168. Franz Joseph Dölger, IXΘΥΣ V (1943) 57.254. Kurzer Überblick: Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde<sup>2</sup> II (1935) 6.341. Konrad Hofmann, Satorformel: Lexikon für Theologie und Kirche<sup>2</sup> 9 (1937) 192. Hans Weis, Jocosa<sup>4</sup> (1942) 41. — Die im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens für die Nachträge in Aussicht gestellte Behandlung der Satorfrage ist leider nicht erschienen. — Die soeben erschienene Arbeit von Jérôme Carcopino, Le Christianisme secret du «carré magique»: Museum Helveticum 5 (1948) 16—59, konnte nicht mehr berücksichtigt werden.

<sup>2</sup> Vgl. Matteo Della Corte in den Notizie degli Scavi di Antichità 1929 S. 449 Nr. 112, dazu Abb. 2 auf S. 447 („sopra un frammento d'intonaco nero“).

<sup>3</sup> Vgl. Della Corte in den Notizie degli Scavi 1939 S. 263 Nr. 139, dazu Abb. 8 auf S. 264. Derselbe, Il crittogramma del 'Pater noster' rinvenuto a Pompei: Atti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia, Rendiconti 12 (1936, gedruckt 1937) 397 mit 2 Abbildungen (S. 389 fig. 15, 399 fig. 2).



Vier weitere Beispiele der mit *rotas* beginnenden Form wurden um 1930 im Osten des römischen Reiches entdeckt. Sie fanden sich in der mit so großem Erfolg ausgegrabenen Stadt Dura am mittleren Euphrat, seit ihrer Neugründung in makedonischer Zeit „Europos“ genannt, einem „Pompeji des Ostens“<sup>1</sup>. Vermutlich waren es Soldaten der dortigen römischen Garnison, die zu Beginn des 3. Jahrhunderts diese und andere Inschriften in einem Seitenraum des Tempels der Artemis Azzanathkona in die Wände geritzt haben<sup>2</sup>. Hervorzuheben ist, daß in 3 Fällen lateinische Buchstaben verwandt sind, im vierten dagegen griechische. Und zwar sind es, worauf ich im 15. Abschnitt zurückkomme, die folgenden:

P O T A Σ  
 O Π E P A  
 T E N E T  
 A P J E Π O  
 Σ A T O P

Dies die erst neuerdings bekannt gewordenen Fälle. Von den schon früher nachgewiesenen erwähne ich nur die ältesten. — Am weitesten zurück liegt wohl, wenn der Ansatz im 4. Jahrhundert richtig ist, die Inschrift von Cirencester in der west-englischen Grafschaft Gloucester, dem alten Corinium Dobunorum<sup>3</sup>. In den Wand- oder Bodenverputz eines römischen Hauses war dort geritzt:

R O T A S  
 O P E R A  
 T E N E T  
 A R E P O  
 S A T O R

Beachtenswert ist, daß wir es auch hier, im äußersten Nordwesten des römischen Reiches, noch mit der Form zu tun haben, die mit *rotas* beginnt. Zuversichtlich dürfen wir sie nunmehr als die älteste bezeichnen. Was die Umstellung zu der uns geläufigen Form veranlaßte, wird im 17. Abschnitt zu erörtern sein.

Nicht viel jünger ist möglicherweise ein Bronzeamulett „aus Kleinasien“, das sich seit 1907 im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin befindet. Es wird dem 4./5. Jahrhundert zugewiesen<sup>4</sup>, doch ist es nach F. J. Dölgers Meinung<sup>5</sup> „kaum früher“ als im 6. anzusetzen<sup>6</sup>. Auf der einen Seite dieses

<sup>1</sup> Vgl. den vorläufigen Bericht von M. I. Rostovtzeff: The Excavations at Dura-Europos, Report V (1934) S. 159 Nr. 481a b c (lateinisch), VI (1936) S. 486 Nr. 809 (griechisch). Derselbe, *Il rebus sator*: Annali della Reale Scuola Normale Superiore di Pisa Ser. II vol. III (1934) 105. Zur Einführung vgl. Cart Watzinger, Die Ausgrabungen von Dura-Europos: Die Welt als Geschichte 2 (1936) 397 sowie seinen Beitrag „Dura“ in der RE Suppl. 7 (1940) 155.

<sup>2</sup> Statt *opera* findet sich zweimal *operi*. Ob Absicht oder nur Flüchtigkeit vorliegt, ist nicht auszumachen.

<sup>3</sup> Vg. Francis John Haverfield, *Additamenta quinta ad corporis [sc. Inscriptionum Latinarum] vol. VII: Ephemeris epigraphica* 9 (1913) S. 519 Nr. 1001. Ein Hinweis schon bei Reinhold Köhler, *Zur Sator-Arepe-Formel*: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1881, 301 = Kleine Schriften 3 (1900) 564.

<sup>4</sup> Vgl. Oskar Wulff, *Altchristliche und mittelalterliche ... Bildwerke I*: Kgl. Museen zu Berlin, Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epoche<sup>2</sup> III (1909) S. 317 Nr. 1669.

<sup>5</sup> *IXOYΣ* V (1943) 64, dazu die Abb. III (1922) Tafel 98.

<sup>6</sup> Über Beziehungen zu Alexandria in Ägypten s. unten S. 398.



kreisrunden kleinen Anhängers sieht man zwei einander zugekehrte Fische, auf der anderen die Worte:

σ α τ ω ρ  
 α ρ ε π ω  
 τ ε ν ε τ  
 ω π ε ρ α  
 ρ ω τ α ζ

Ich mache darauf aufmerksam, daß das lateinische o hier mit ω wiedergegeben ist, während in Dura-Europos das griechisch geschriebene Stück ein ο verwandte<sup>1</sup> und die gleich zu erwähnende koptische Inschrift des 8. Jahrhunderts sowohl ο wie ω aufweist.

Der Zeit nach mögen sich nunmehr die koptischen, d. h. die christlich-oberägyptischen Vorkommen anschließen. An der Spitze scheint ein Fund aus der Gegend von Faras am linken Nilufer im Nordwesten der nubischen Wüste zu stehen<sup>2</sup>. In einer von den Kopten als Kirche eingerichteten alten Grabanlage fanden sich Inschriften, darunter, umgeben von zahlreichen christlichen Heiligennamen, die Satorformel, und zwar — ich gebe griechische Buchstaben — in der Form

σ α τ ω ρ  
 α ρ ε π ω  
 τ η ν ε τ  
 ο π ε ρ α  
 ρ ο τ α ζ

Beachtung verdient die wechselnde Wiedergabe des lateinischen o (Abschnitt 15). Der Zweck der Formel ist dem Zusammenhang nach deutlich apotropäisch; sie sollte Unglück verhüten helfen. Benachbarte Inschriften ermöglichten eine Datierung auf das Jahr 739.

Als „frühmittelalterlich“ bezeichnete Adolf Erman<sup>3</sup> das Berliner Ostrakon Nr. 7821. Dasselbe mag für das gleichfalls nach Berlin gelangte Papieramulett P. 8096 gelten<sup>4</sup>, während ein — nebst mehreren Pergamentabschriften — der Sammlung Erzherzog Rainer angehörendes Wiener Papieramulett (Kopt. Papier Nr. 17354) „etwa im 11. Jahrhundert“ angesetzt worden ist<sup>5</sup>. In allen diesen Fällen erscheint das Quadrat, von Einzelabweichungen abgesehen, in der Form

<sup>1</sup> Die Schreibung mit griechischem ο findet sich nebst der Übersetzung *ὁ σπειρώων ἄροισιν κατὰ ἔργα τροχῶν* auch in der um 1400 geschriebenen Handschrift der Pariser Nationalbibliothek, über die Köhler (vgl. oben S. 363<sub>3</sub>) 302 bzw. 566, Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne I 2, 1815 und Dölger, *IXΘΥΣ* V 61 zu vergleichen sind.

<sup>2</sup> Vgl. A. H. Sayce, *Gleanings from the land of Egypt: Recueil de Travaux relatifs à la Philologie et à l'Archéologie Égyptiennes et Assyriennes* 20 (1898) 174, dazu Richard Pietschmann, *Les inscriptions coptes de Faras*: ebendort 21 (1899) 133.

<sup>3</sup> Die Sator Arepo Formel: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1881, 35.

<sup>4</sup> Adolf Erman und Fritz Krebs, *Aus den Papyrus der Kgl. Museen: Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin* 8 (1899) 62.

<sup>5</sup> J. Krall, *Koptische Amulette: Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer* V (1892) 119. 122. Victor Stegemann, *Die koptischen Zaubertexte der Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer in Wien: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse* 24 (1933/34) 1. Vgl. das Register auf S. 91 unter „Satorformel“.



σ	α	τ	ω	ρ
α	ρ	ε	τ	ω
τ	ε	ν	ε	τ
ω	τ	ε	ρ	α
ρ	ω	τ	α	ς

Dabei ist außer dem 3maligen τ (kopt. *Dau*) an Stelle des π bzw. p die durchgehende Schreibung mit ω zu beachten, das aus dem griechischen Alphabet in das koptische ebenso übernommen worden ist wie das ο. Die Bedeutung derartiger Abweichungen vom Lateinischen wird unten zu erläutern sein.

War das Verbreitungsgebiet der Satorformel schon zur Zeit der ausgehenden Antike von großem Umfang, so treffen wir sie in den folgenden Jahrhunderten in fast ganz Europa und weit darüber hinaus. Ihr Zweck ist durchweg der eines Abwehrzaubers, eines Schutzes gegen allerlei Übel, seien es Gewitter, Feuersbrunst, Tollwut, Liebeskummer oder Zahnweh. Wir begegnen ihr auch in Kirchen. Oft, besonders im 16.—18. Jahrhundert, erscheint sie auf kreisrunden Metallscheiben von etwa 5 cm Durchmesser, die als Amulett, als Talisman dienten. Die Formel pflegt dort — und auch dafür geht die Überlieferung bis in die Spätantike zurück — von kabbalistisch magischen Zeichen, Buchstaben oder Worten begleitet zu sein, unter denen solche in hebräischer Schrift nicht selten sind. Als Beispiel nenne ich das von Seligmann 162 nach einem Gipsabdruck veröffentlichte Amulett aus dem Stuttgarter Münzkabinett<sup>1</sup>, wo sich rings um das Satorquadrat sowie auf der Vorderseite Worte wie *Saraoth* (Zebaoth), *Tetragmaton* (τετραγράμματος)<sup>2</sup>, *Sothor* (σωτήρ), *Alpha et O*, *Adonay*, *Elohy*m und andere finden, zwischen ihnen ein „Herz Jesu“, an das oben und unten, schräg nach außen gerichtet, die Hände und Füße mit den Wundmalen angesetzt sind, während darin in hebräischer Schrift Gottesnamen des Alten Testaments stehen.

Zwei neuzeitliche Sonderarten der Übelabwehr durch das Satorquadrat seien kurz erwähnt. Man schnitzte die Formel in ein bestieltes Rechtecktäfelchen aus Lindenholz, drückte dieses in Teig und gebe das mit der Aufschrift gebackene Brot Menschen oder Tieren zu essen, die von der Tollwut befallen sind. Noch kurioser aber sind „Feuerteller“, die, mit der Satorformel u. a. beschrieben, bei einem Schadenfeuer in die Flammen geworfen wurden und ihrer Zeit als zuverlässiges Löschmittel galten<sup>3</sup>.

Selbst in der deutschen Gegenwart scheint der Glaube an das geheimnisvolle Quadrat noch nicht erloschen zu sein. Ich habe gelesen, daß es bei Tätowierungen immer noch vorkommt, daß Autofahrer es schätzen, Schauspielerinnen es auf Seide gestickt bei sich tragen. „Nestles Kindermehl“

<sup>1</sup> Vgl. Abb. 2 dieser Arbeit.

<sup>2</sup> Das „Vierbuchstabile“ war eine wegen ihrer Vielseitigkeit in der Magie übliche Sammelbezeichnung für alle mit 4 Buchstaben geschriebenen Gottesnamen (Ihwh = Jahweh, θεός, deus).

<sup>3</sup> Abbildung einer „Tolltafel“ aus dem Kreise Schlochau (Westpreußen) bei Adolf Spamer, *Die deutsche Volkskunde*<sup>2</sup> II 7. — Spamers Hinweis auf die vom Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar am 24. 12. 1742 seinen Untertanen anbefohlene vorsorgliche Beschaffung von „Feuertellern“ (*Volkskunde*<sup>2</sup> II 6) beruht insofern auf einem Irrtum, als es sich dabei nicht um Satorsteller, sondern um solche mit anderen Aufschriften gehandelt hat. Vgl. Ahrens a. a. O. 170. Genaueres nebst aktenmäßigen Belegen findet man bei Freudenthal, *Das Feuer* 376. Bereits am 24. 1. 1743 wurde jener Erlaß übrigens wieder zurückgezogen.



benutzt es zur Reklame<sup>1</sup>. Und auf einem jener pommerschen Knüpftpeppiche aus dem Kreise Greifswald, in denen alte Volkskunst zu neuem Leben gelangt ist, läßt Spamers Abbildung II 340 in unbeschwertem Nebeneinander mit heilkräftigen Donnerbesen und Hakenkreuzen, mit Blumen, Vögeln und Osterhasen, auch die Satorformel erkennen.

Soviel zum sachlichen Befund. — Von den Deutungen greife ich zunächst diejenige heraus, die von allen bisher versuchten auch im Ausland die meiste Zustimmung gefunden hat und von namhaften Kennern als endgültig betrachtet wird. Ich meine die Paternoster-Deutung.

Im Jahrgang 1924 (Band 25) seiner „Deutschen Gaue“, einer nicht leicht zu erschöpfenden Fundgrube volkscundlichen Wissens, berichtete ihr Herausgeber, der Kurat Christian Frank aus Kaufbeuren, zur Satorformel auf S. 76 folgendes: „Die D(utsche) Warte brachte vor einigen Jahren eine Lösung, die richtig scheint. Zunächst sind die Buchstaben der 2 Worte Pater Noster 2mal wiederholt, nur das N steht einmal.“ Übrig blieben dabei 2mal A und 2mal O. „Es wird dies“, fährt Frank fort, „das Alpha und Omega sein (Geh. Offenbarung 21,6: ‚Ich bin das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende‘). Alpha ist der erste, Omega der letzte Buchstabe im griechischen Alphabet“.<sup>2</sup>

Ohne von dieser Entdeckung zu wissen, ging der evangelische Pfarrer Felix Grosser aus Chemnitz den gleichen Weg. Im 24. Band des damals von O. Weinreich und M. P. Nilsson herausgegebenen „Archivs für Religionswissenschaft“ (erschien 1926) veröffentlichte er auf S. 165 folgende Sätze. „Aus den 25 vorhandenen Buchstaben lassen sich die Anfangsworte des lateinischen Vaterunsers: PATER NOSTER zweimal zusammenstellen, doch so, daß der Buchstabe N, als nur einmal vorhandener Mittelbuchstabe, zum Mittelpunkt benutzt wird. Damit bietet sich die Kreuzform zur Darstellung der Lösung an.“ Die übrigbleibenden A und O erklärte dann auch Grosser als A Ω im Sinn von Offenbarung 1,8 21,6 22,13, ordnete sie aber so ein, daß das Ergebnis folgende Form erhielt:

```

      A
      P
      A
      T
      E
      R
A P A T E R N O S T E R O
      O
      S
      T
      E
      R
      O
  
```

<sup>1</sup> Vgl. von Welz, Societas Latina 5 (1937) 57. Dazu unten Abschnitt 4.

<sup>2</sup> Franks Quelle konnte ich infolge kriegsbedingter Schwierigkeiten nicht ermitteln. Der verdiente Sammler ist 1942 verstorben.



Ebenso selbständig aber war nun — und man kann deshalb von einer Triplizität der Ereignisse sprechen — zur selben Zeit Sigurd Agrell, Slavist an der schwedischen Universität Lund, zu dem gleichen Hauptergebnis gelangt. Auch er las aus dem vorhandenen Buchstabenvorrat ein doppeltes Paternoster heraus. Gedruckt hat Agrell sein Ergebnis zwar erst in seinem Buch über die Zahlenmystik der Runen und ihr antikes Vorbild (Runornas Talmystik och dess Antika Förbild), das im Jahr 1927 in den Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societaten i Lund (Band 6) erschien, doch konnte er, in der Anmerkung S. 32<sub>1</sub> nachträglich auf Grosser Bezug nehmend, darauf hinweisen, daß er seine Entdeckung schon im November 1925 vor Lunder Philologen vorgetragen habe.

Die Kreuzform freilich, das ist hervorzuheben, scheint einzig von Pfarrer Grosser gefunden zu sein. Und gerade sie hat der Paternoster-Deutung zu einem so durchschlagenden Erfolg verholfen.

Ich erwähne noch eine zusätzliche Beobachtung des Kirchenhistorikers Hans Lietzmann, der sich im Archäologischen Anzeiger von 1937 mit Nachdruck für die Paternoster-Deutung eingesetzt hat. „Die Mittelzeile TENET“, so heißt es dort S. 478, „bildet ... ein Kreuz, dessen 4 Enden jeweils durch den Buchstaben T gebildet werden, und dieser Buchstabe ist immer von den Buchstaben A und O flankiert.“ Schon dieser Tatbestand, fährt Lietzmann fort, erwecke den Verdacht, daß in dem Satorquadrat eine christliche Kreuzsymbolik sowie das apokalyptische  $A \Omega$  stecke. Durch Grosser aber sei das zu höchster Wahrscheinlichkeit erhoben.

Dies die Paternoster-Deutung. „Wunderlicherweise gibt es noch Leute, welche an der Richtigkeit der Lösung zweifeln“, schrieb 1937 Lietzmann, als er die Funde von Dura-Europos und unter ihnen die 4 dortigen Satorformeln besprach, zu einer Zeit also, als ihm das vollständige Satorquadrat von Pompeji noch nicht bekannt sein konnte. Er scheint nicht befürchtet zu haben, daß eines Tages ein neuer Fund alle christlichen Interpretationen jählings zu Fall bringen könnte.

Indessen mit dergleichen Erwägungen kommen wir nicht weiter. Es ist in genauen Einzeluntersuchungen zu prüfen, ob Grossers Deutung hieb- und stichfest ist.

1. Es fällt auf, daß die Paternoster-Deutung auch manche ihrer Befürworter nicht so restlos befriedigt zu haben scheint, daß sie nicht neben ihr noch Ergänzungsdeutungen angestrebt hätten. — Einer Anregung Franz Cumonts folgend glaubte Guillaume de Jerphanion in der Satorformel Beziehungen zu der Thronwagenvision Ezechiel 1,4 und 10,1 erkennen zu können<sup>2</sup>. Er vermutete jüdischen Ursprung mit nachträglich christlicher Sinngabung.

Aufgenommen und weitergeführt, mit einem Bekenntnis zu Agrell-Grosser aber ausdrücklich verbunden, wurde diese Auffassung von Franz Dornseiff (oben S. 367<sub>1</sub>), einem der besten Kenner antiker Buchstabenmagie.

<sup>1</sup> Gnomon 13, 227.

<sup>2</sup> La formule magique SATOR AREPO ou ROTAS OPERA. Vieilles théories et faits nouveaux: Recherches de science religieuse 25 (1935) 188 »(La bibliographie du sujet ferait une bibliothèque« Anm. 2). Derselbe, De nouveau sur la formule magique ROTAS OPERA (et non SATOR AREPO): ebendort 27 (1937) 326 (über Cumont 331). Vgl. auch Les études classiques 4 (1935) 438 sowie Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions 1937, 84.



Abweichend von seinen — wohl durch Albrecht Dieterich bestimmten — älteren und meines Erachtens besseren Ausführungen zur Satorfrage<sup>1</sup> nimmt er nunmehr an, daß der Hersteller des Quadrats zugleich mit Paternosterkreuz und  $A \Omega$  die jüdische Thronwagenmystik hineingeheimnist habe (227). Er gibt sogar zu bedenken, daß „die Anrede Unser Vater auch schon jüdisch vorstellbar“ sei und läßt es — trotz des Kreuzes — am Ende dahingestellt, „ob der Erfinder des Quadrats nun Jude oder Christ war“ (223). — Ich kann diesen Ausführungen, zumal mir die Ezechielbeziehung allzu unsicher erscheint, nur einen radikalen Unglauben entgegenhalten<sup>2</sup>, gehe hier aber auf Inhaltliches noch nicht ein.

Ähnlich verhält es sich mit den Ausführungen von Gustav Mahresch<sup>3</sup>, den eine nachdrückliche Zustimmung zu Grossers Deutung<sup>4</sup> nicht hinderte, nach Nebenlösungen zu suchen. Was er fand, wird freilich kaum Beifall erhalten. Mahresch erklärt *sator* („Sämann, Pflanze, Erzeuger, Vater, Urheber“) ohne Begründung als „eine durch Vertauschung mit anderen zur Verfügung stehenden Vokalen zustande gekommene Umformung des griechischen Wortes Soter“ und stellt fest, daß die Formel dann — mit N und doppeltem AO als Restbestand — ein zweimaliges PATER SOTER enthalte. Das N sei dabei entweder als 14. Buchstabe einer aus 27 Zeichen bestehenden griechischen Zahlenreihe und somit als Mitte zwischen  $A$  und  $\Omega$  zu betrachten oder es habe „an seiner Stelle ursprünglich ein anderer Buchstabe gestanden, ehe man die Umdeutung von PATER SOTER in PATER NOSTER vornahm, und zwar das M, das dann als Symbol der Gottesmutter zu verstehen wäre“ (96). Wollten wir aber fortfahren, die geschichtlich bezeugten Buchstaben nach Gutdünken durch andere zu ersetzen, dann würde die Reihe der „Lösungen“ bald ins Unendliche wachsen. Wer an dem überlieferten Formeltext Änderungen vornimmt, kann auf Zustimmung nicht rechnen<sup>5</sup>.

2. Beachtung verdient sodann, daß sich in der Überlieferung der Formel nirgendwo ein Hinweis auf die Paternoster-Deutung findet. Weder bei den antiken noch bei den mittelalterlichen und neueren Zeugen bietet sich in dem magischen Beiwerk um den Formeltext irgend ein Anhalt. Und doch hätte zu einer Geheimhaltung des Paternosterkreuzes seit Konstantin

<sup>1</sup> Das Alphabet in Mystik und Magie<sup>2</sup>: *Stoicheia* 7 (1925) 63.79.179.

<sup>2</sup> Ablehnend auch Lietzmann, *Archäologischer Anzeiger* 1937, 480. — Daß Ez. 1,16 von einem *aspectus rotarum* und dann auch von deren *opera*, d. h. von der Art, in der jene Räder gearbeitet waren, die Rede ist, halte ich für einen belanglosen Zufall und, was Dornseiff, dies Zusammentreffen zu erweitern und auszudeuten, hinzugefügt hat, für verfehlt. Das — echt zauberisch — unverständliche *arepo* glaubt er als ein — nicht belegtes und überdies nur anklingendes — Nomen *arripo*, *-onis* zu *arripere* „an sich raffen“ erklären zu können. Er übersetzt das Ganze: „Die (Feuer-)Räder (und) ihr (Straf-)Werk hält der Raffer, der Streuer (der Gottes-Kehlen)“ und deutet das als eine religiös-politisch gemeinte prophetische Untergangandrohung (232).

<sup>3</sup> Zur Sator-Formel: *Commentationes Vindobonnenses* 1 (1935) 94. — Einen eigenen Weg ging, unter Anerkennung der Paternosterdeutung, auch J. O. Plassmann, *Eine alte Formel und ihre neue Deutung*: Germanien 1937, 284.

<sup>4</sup> „Es wird wohl nur wenige, die sich mit ihrer Erklärung beschäftigt hatten, gegeben haben, die die neue Deutung nicht überzeugte“ 95.

<sup>5</sup> Hatte Ed. von Welz unter der Überschrift „*Solutio aenigmatis: cryptogramma Christianum*“ der Paternoster-Deutung 1937 noch ohne Vorbehalt zugestimmt (*Societas Latina* 5,58), so meinte er in einem Nachtrag von 1938 (ebendort 6,25) das ganze Rätsel sei auch durch Grosser noch nicht gelöst. „Itaque mirum non est, quod iterum atque iterum viri docti quadrato interpretando operam dant.“



dem Großen kein Anlaß mehr bestanden. Auch sind die Satoramulette, von denen ich das in Stuttgart befindliche oben anführte, von einer so regen Gesprächigkeit erfüllt, daß es nicht fern gelegen hätte, neben SOTER auch INRI, neben alttestamentlichen Gottesnamen und den 4 Evangelisten, neben *consummatum est, Tetragrammaton* und den Erzengelnamen einmal auch den Vater zu rufen. Selbst das *Alpha et O* des Stuttgarter Stücks läßt durch nichts erkennen, daß es zu dem danebenstehenden Quadrat in einer Sonderbeziehung gestanden hätte. Ist es wirklich glaubhaft, daß in dieser ganzen Zeit — oder auch nur der älteren — das Geheimnis des Paternosterkreuzes zwar bekannt war, aber, obgleich weder Not noch Gebot dazu zwang, so sorgfältig gewahrt wurde, daß erst das 20. Jahrhundert es durchschaute?

3. Die literarische Gattung, der die Paternoster-Deutung das Satorquadrat zuordnet, ist die des Anagramms<sup>1</sup>. Das 16.—18. Jahrhundert z. B. war eine Blütezeit anagrammatischer Spielereien, die mitunter dazu dienten, politische Kritik in eine unverfänglich scheinende Form zu kleiden. Da das Wort *ἀναγραμματισμός*<sup>2</sup> antik ist, wird auch das Altertum mehr dergleichen gehabt haben, als uns kenntlich ist. Die Vertreter der Paternoster-Deutung nehmen nun an, daß in der Verfolgungszeit ein christliches Erkennungs- und Verständigungszeichen, bestehend aus den beiden ersten Worten der oratio dominica, aus dem Kreuz und dem *AΩ*, in der Absicht, es zu tarnen, zu einem jener magischen Buchstabenquadrate umgeformt sei, deren wir aus dem Altertum und Mittelalter eine Anzahl kennen<sup>3</sup>. Ein Kryptogramm also, aber nicht eines, das verhältnismäßig leicht erkennbar wäre wie Akrosticha<sup>4</sup> oder Palindrome<sup>5</sup> oder die bis zum Aberwitz gekünstelten Figurengedichte des Optatianus Porfyrius (4. Jahrhundert), die zwar auch Christliches kryptographieren, aber so, daß man es bemerken und bewundern sollte. Es läge hier vielmehr eine bis zur Unkenntlichkeit durcheinanderwürfelnde Umordnung vor, deren Ergebnis ein für die Zwecke der Magie, wie wir noch sehen werden, vollendet gelungenes Buchstabenkunstwerk war. Wer das dem frühen Christentum zumutet, wird sich darüber klar sein müssen, daß er ihm damit etwas in seiner Art Einzigartiges ansinnt. Ich wüßte nicht, was vergleichbar wäre. Deutungen aber, die ein geschichtsloses Unikum ergeben, unterliegen von vornherein Bedenken.

Zu fragen wäre überdies, ob das vermeintliche Anagramm den Zweck der Geheimhaltung wirklich erreicht haben würde. Dornseiff hat das mit

<sup>1</sup> Beispiele bei A. Sammler, Studierlampe<sup>2</sup> (o. J.) 18. Hans Weis, Jocosa<sup>4</sup> (1942) 30. Derselbe, Curiosa<sup>3</sup> (1942) 39. Aus *Roma* z. B. lassen sich durch Umstellen der Buchstaben 22 verschiedene Wörter bilden. Zu *Roma-amor* vgl. unten S. 397.

<sup>2</sup> Von *ἀναγραμματίζειν* „die Buchstaben (eines Wortes so) umstellen“, daß sie ein neues bilden.

<sup>3</sup> Vgl. außer den Anm. 1 genannten Stellen Albrecht Dieterich, ABC-Denkmäler: Rheinisches Museum 56 (1901) 77 = Kleine Schriften (1911) 202.

<sup>4</sup> *ἀκροστιχον* „Versanfäng“, ein Gedicht, in dem die Anfangsbuchstaben jedes Verses ein Wort oder einen Satz ergeben.

<sup>5</sup> Neutrum zu *παλίνδρομος* „rückwärtslaufend“. Es sind — im engeren Sinn — Worte und Sätze, die vor- und rückwärts gelesen gleichlauten. Griechische Beispiele: Anthologia Palatina ed. Dübner II 608 (11 *καρκίνοι στίχοι ἔμμετροι κατὰ ἀναποδισμόν*), darunter sowohl das bekannte *νίψον ἀνομήματα, μὴ μόναν ὄψιν* wie — mit der Änderung *ἀρα πηγὴ* — der Hexameter *ἦδη μοι Διὸς ἄρ' ἀπᾶτα παρὰ σοί, Διομήδη*, der schon als Wandinschrift in Pompeji begegnet (Corpus Inscriptionum Latinarum IV 2400a = Epigrammata Graeca ed. Kaibel Nr. 1124). Lateinische Beispiele an den Anm. 1 genannten Stellen sowie unten S. 397.



Recht bezweifelt und eben deshalb nach einer Ergänzungsdeutung gesucht. „Es wäre bald herausgekommen, daß jetzt das Quadrat statt des Paternosters das Kennzeichen der Christen war“ (224). Und wenn man sich schon einmal solche Mühe gab, die Kreuzform zu verstecken<sup>1</sup>, fällt auf, daß man sie beim *tenet* (s. oben S. 372) eigens und für jedermann erkennbar herstellte. Vgl. dazu unten S. 385.

4. Wer heutzutage behauptet, das hypokryphe Paternosterkreuz im Satorquadrat beruhe lediglich auf einem Zufall, erntet im besten Fall ein mitleidiges Lächeln. „Die Lösung ist unzweifelhaft richtig“, meinte Lietzmann<sup>2</sup>, „denn ein Zufall ist nach allen Regeln des gesunden Menschenverstandes ausgeschlossen.“ — Unleugbar wirkt Grossers Entdeckung auf den ersten Blick verblüffend. Um so genauer aber sollte man sie — und das ist bisher unterblieben — aufs Korn nehmen. Sehen wir einstweilen davon ab, daß sie nicht glatt aufgeht, sondern einen vierbuchstabigen Rest hinterläßt, der nicht so leicht unterzubringen ist, wie man geglaubt hat. Auch der Begriff des Zufalls sei erst unten erörtert. Wie aber steht es angesichts des zweimaligen *Pater noster* um die schon am 19. Juni 1917 in Nr. 308 der „Vossischen Zeitung“ unter der Überschrift „Rösselsprung und Anagramm“ veröffentlichte Entdeckung von H. William, daß in der Satorformel zweimal auch die Worte *oro te, pater* enthalten sind?<sup>3</sup> Wer es mit Grosser hält, muß darin notgedrungen seinerseits einen Zufall sehen, denn beides zugleich untergebracht zu haben, wird man dem Anagrammatisten nicht zumuten wollen.

Ein Rest von einigen Buchstaben bleibt freilich auch bei dieser Deutung. Man hat sie zu dem Palindromwort *sanas* („du heilst“) zusammengestellt, und dem in erster Linie hat es das Satorquadrat zu danken, daß es als Werbemittel für Nestles Kindermehl benutzt wurde<sup>4</sup>.

Das doppelte *oro te, pater* aber fand nun — und das erhöhte den Reiz gerade dieser Deutung — schon William mit Hilfe des Rösselsprungs, und zwar, vom *o* des *arepo* ausgehend, gleich auf zwei verschiedenen Wegen. Damit nicht genug. Ahrens<sup>5</sup> fand, mit dem *o* in *rotas* beginnend, einen dritten und vierten Weg, ja, den *Jocosa* von Hans Weis (S. 48 der 4. Auflage) entnehme ich, daß zu dem doppelten *oro te, pater* nicht weniger als 10 Rösselsprünge führen!

Daß es sich auch bei dieser Deutung um ein zwar unterhaltsames, von seinen Entdeckern sogar todernst genommenes, in Wirklichkeit jedoch ganz unverbindliches Anagramm handelt, dürfte schon damit erwiesen sein, daß

<sup>1</sup> Mit der erst vom 2. Jahrhundert an zeitweilig geübten Arkandisziplin hat unser Fall nichts zu tun.

<sup>2</sup> Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 95/96 vom 25. Februar 1940.

<sup>3</sup> Vgl. außer Ahrens 184 und Freudenthal 422 die Mitteilungen von Ed. von Welz, *Societas Latina* 6 (1938) 25. Ihnen zufolge fand die *oro te pater*-Lösung schon 1916 ein ungenannter deutscher Studienassessor (H. William?) in einer müßigen Stunde an der Westfront. Nicht lange danach aber sei sie unabhängig davon und voneinander durch zwei Wiener Professoren, Langer und H. T., von neuem entdeckt worden. Lange Zeit vor William aber, so ist hinzuzufügen, schlug der Marchese P. Franco (vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1881, 333) als Lösung vor: *pater, oro te, pereat Satan roso*, wobei er ein *rosus, -i* (an Stelle von *rosio* bzw. *rosus, -us*) von *rodere* „nagen“ ableitete, dieses als „beißen“ faßte und auf diese Weise den Teufel vor die Hunde wünschte.

<sup>4</sup> Vgl. von Welz, a. a. O.

<sup>5</sup> a. a. O. 185.



das Schachspiel und mit ihm der Rösselsprung dem Abendland erst im frühen Mittelalter bekannt wurden. Sinnhaltige anagrammatische Lesungen der Satorformel aber sind außer *pater noster* und *oro te, pater* noch eine ganze Menge gefunden, und zwar solche, die obendrein noch den Vorzug haben, restlos aufzugehen! Kuno Graf von Hardenberg<sup>1</sup> las ansprechend *Petro et reo patet rosa Saron* („Auch Petrus, ob er gleich schuldig war, steht die Rose von Saron offen“), wozu an Hohes Lied 2,1 zu erinnern ist. Gleich einen ganzen Satz von Auflösungen, und alle von gleicher Art, veröffentlichte — unter Berufung auf eine 1764 in Nürnberg erschienene „*Onomatologia curiosa, artificiosa et magica*“<sup>2</sup> — der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Gustav Fritsch<sup>3</sup>. Es handelt sich um 8 verschiedene Formen einer Beschreibung des Teufels, die der Satorformel nicht ohne Geschick entnommen sind. Ich nenne nur: *Satan, oro te pro arte, a te spero! O Satan, oro e te, rapta reportes! Satan, ter oro te, reo portas patere! Satan, oro te et appare e rostro!* Von der Richtigkeit und Ursprünglichkeit dieser Lesungen war Fritsch so fest überzeugt, daß er drohte: „Mit Jemandem, der die Meinung vertritt, daß diese Satansanrufungen zufällig in das mühsam ausgeklügelte Buchstabenspiel gekommen sind, würde ich ablehnen zu debattieren“ (145).

Zu einer solchen Debatte aber wäre reichlich Stoff vorhanden, denn Max Dingler hat, um sich während einer Krankheit die Zeit zu vertreiben, aus der Satorformel nicht weniger als 19 andere Sätze herausgelesen, auch sie ohne Rest<sup>4</sup>. Als Beispiele seien angeführt: *Eros operans portat aere tota, oratores se apte orare optant, poeta ē tartare rosas poneret, an potasset ore arare potator*. Und um die kaleidoskopische Fülle der Möglichkeiten einmal an einem anderen Beispiel zu zeigen, erwähne ich, daß Eduard von Welz<sup>5</sup> aus der Inschrift *Moneta regia* an der Münchener Münze 150 Anagramme gebildet hat, darunter so hübsche wie *amo te regina, o ingrata mea, age et minora, arma te genio*.

Daß anagrammatische Umordnungen der Satorformel an sich nicht auf Zufällen beruhen, liegt auf der Hand. Die Zahl der rein arithmetischen Umstellungsmöglichkeiten ist ja innerhalb eines Vorrats von 25 Buchstaben von einer nicht auszudenkenden Größe, und daß sich unter ihnen wiederum eine größere Zahl von mehr oder weniger sinnvollen Wortfolgen befindet, versteht sich von selbst. Nicht das zweimalige Paternoster an sich sollte überraschen. Noch weniger die Möglichkeit, aus den Worten der Satorformel ein gleichschenkliges Kreuz zu bilden. Denn in Kreuzform läßt sich, worauf bereits F. I. Dölger hingewiesen hat, jede beliebige Buchstabenreihe mit ungerader Zahl ordnen, wobei es an sich natürlich gleichgültig ist, ob der mittebildende Buchstabe — in unserem Fall das *N* — in der Reihe sonst noch vorkommt oder nicht. Als Beispiel nehme man das von Dölger 256<sub>0</sub> angeführte Palindrom *ἀβᾶ, φάγε μέγα φάβα* („Vater, iß die große Bohne“):

<sup>1</sup> Rosenkrenz und Bafomet. Versuch der Lösung zweier alter magischer Quadrate: Gesellschaft hessischer Bücherfreunde, Jahrgabe 14 (1952) 27.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Ahrens 202f.

<sup>3</sup> Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1883, 535 nebst einem Nachtrag in der Zeitschrift für Ethnologie 49 (1917) 144. Vgl. auch de Jerphanion, *La formule* (oben S. 372<sub>2</sub>) 222.

<sup>4</sup> von Welz, *Societas Latina* 5, 57.

<sup>5</sup> *Societas Latina* 9 (1941) 10.



$\alpha$   
 $\beta$   
 $\alpha$   
 $\varphi$   
 $\alpha$   
 $\gamma$   
 $\varepsilon$   
 $\alpha \beta \alpha \varphi \alpha \gamma \varepsilon \mu \varepsilon \gamma \alpha \varphi \alpha \beta \alpha$   
 $\varepsilon$   
 $\gamma$   
 $\alpha$   
 $\varphi$   
 $\alpha$   
 $\beta$   
 $\alpha$

Als reiner Zufall dagegen kam Grosser zu Hilfe, daß das aus der Satorformel anagrammatisch herausgelassene *pater noster* ebenfalls über eine ungerade Buchstabenanzahl verfügt, also kreuzförmig angeordnet werden kann. Man könnte das als einen Vorzug der Paternoster-Deutung gegenüber der mit 10 Buchstaben rechnenden *oro te pater*-Deutung betrachten. Beide freilich sind gegenüber den soeben angeführten Anagrammen insofern im Nachteil, als sie nicht ohne Rest aufgehen. Mag sich auch der Überschuß irgendwie unterbringen lassen, methodisch peinlich bleibt er dennoch, und daß gerade gegen die  $A\Omega$ -Deutung vom symbolgeschichtlichen Standpunkt aus erhebliche Bedenken bestehen, werden die Abschnitte 11—15 zu zeigen versuchen.

5. Für den Zeitansatz der pompejanischen Satorquadrate bildet das Jahr des Vesuvausbruchs (79) eine zuverlässige untere Grenze, denn die Möglichkeit einer nachträglichen Anbringung scheidet nach der Versicherung ihres Entdeckers aus. Als terminus post quem aber bezeichnet Matteo Della Corte<sup>1</sup>, der sich die Paternoster-Deutung mit Nachdruck zu eigen gemacht hat, für das Palästraquadrat<sup>2</sup> das Jahr 50 unserer Zeitrechnung, d. h. die Zeit, in der der sog. 4. pompejanische Stil begann.

Wir werden mit der Ansetzung der oberen Zeitgrenze etwas weiter hinaufgehen müssen. Das Quadrat in der Großen Palästra sitzt nach der Beschreibung Amedeo Maiuris und Della Cortes<sup>3</sup> an einer jener Säulen der westlichen Porticus, die noch aus der Zeit vor dem Erdbeben von 63 stammen, das auch hier mancherlei Zerstörungen angerichtet hat und Neuanlagen notwendig machte. Das würde in augusteische Zeit führen. Maiuri beschreibt ferner ein Stück Wandmalerei aus der Nordporticus, das dem 3. Stil angehört<sup>4</sup>, dessen Anfänge in spätaugusteischer oder der anschließenden Zeit lagen. Der Stucküberzug der Säule Nr. 61 wäre danach über das Jahr 50 nicht unerheblich hinauf zu rücken und mit ihm die Möglichkeit einer früheren Entstehung unserer Inschrift.

<sup>1</sup> I Christiani a Pompei: Rendiconti della R. Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti della Società Reale di Napoli 19 (1939) 14.

<sup>2</sup> Vgl. Abb. 1 dieser Arbeit.

<sup>3</sup> Notizie degli Scavi 1939, 177.261.

<sup>4</sup> a. a. O. 184 mit Abb. 11. Vgl. auch den Ausgrabungsbericht Heinrich Fuhrmanns, Archäologischer Anzeiger 1940, 516 („Die verputzten Innenwände der Porticus waren mit einer Dekoration dritten Stiles auf schwarzgrünem Grund ausgestattet“).



Das ist wichtig für die durch die Paternoster-Deutung angeschnittene Frage eines christlichen Ursprungs der Formel. Wenn sich der Apostel Paulus auf seiner Romreise im Jahr 60 in Puteoli (Pozzuoli) 7 Tage bei dortigen „Brüdern“ aufhalten konnte (Apostelgeschichte 28,13), dann ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß es auch im rund 40 km entfernten Pompeji — einer Binnenlandstadt freilich — damals bereits Christen gab, sei es vor dem Apostelbesuch, sei es in seiner Folge. Tertullian freilich hat pompejanisches Christentum vor 79 rundweg geleugnet: *sed nec Tuscia iam tunc atque Campania de christianis querebantur, cum Volsinios de caelo, Pompeios de suo monte perfudit ignis* (Apologeticum 40,8). Jedenfalls verbleibt für die Annahme von Christen in Pompeji zur Zeit der Palästrainschrift nur eine schwache Möglichkeit<sup>1</sup>, und selbst diese schrumpft in dem gleichen Maße zusammen, in dem wir uns der möglichen oberen Zeitgrenze der Inschrift nähern. Schon in den 40er Jahren wären pompejanische Christen kaum denkbar. Und wollte man geltend machen, der Erhaltungszustand der Inschrift (die ich nur nach Della Cortes Abbildung beurteilen kann) lege es nahe, sie vom Jahre 79 nicht um mehrere Jahrzehnte abzurücken, dann wäre zu allem bisher Gesagten noch zu bedenken, daß wir doch wohl weder in der Palästra noch im Hause des Paquius Proculus gerade der Schöpfung des Satorquadrats gegenüberstehen. Um welche Zeitspanne diese dem Auftreten der ersten Belege vorausgeht, ist unbekannt.

Da sich nun aber die Zeit der Palästrainschrift genauer, als es oben versucht wurde, einstweilen nicht bestimmen läßt, bleibt die Möglichkeit, daß sie von einem Christen stammt und für Christen gedacht war, bestehen. Und es kann daran grundsätzlich kein Zweifel sein, daß eine auch nur knapp bemessene zeitliche Möglichkeit ausreichen würde, die Annahme eines christlichen Ursprungs methodisch zu rechtfertigen. Überzeugen freilich kann eine Zeitbestimmung, die mit derartigen Unsicherheiten zu rechnen hat, nicht. Mußte oben ein christliches Kryptogramm solcher Art typologisch als Unikum bezeichnet werden, so gesellt sich dazu nunmehr ein Zeitansatz von immerhin fragwürdiger Standsicherheit.

6. Der Ort, an dem das vollständige Satorquadrat angebracht ist, sowie die Umstände, unter denen dies geschah, lassen gerade an Christliches am allerwenigsten denken. Es handelt sich, wie erwähnt, um die Säule Nr. 61 im Westumgang jener großen Sport- und Badeanlage<sup>2</sup>, die ihre Entstehung den Bemühungen des Augustus um die vormilitärische Ertüchtigung der vornehmen Jugend zu verdanken hatte<sup>3</sup>. Und es ist diejenige Säule, die unter allen die größte Zahl von Inschriften aufweist. Grund dafür war wohl ihr Platz an der Mitte dieses Umgangs, schräg gegenüber jenem kleinen Heiligtum, das man wohl mit Recht der Gottheit des *collegium iuvenum Veneriorum Pompeianorum* zugewiesen hat, der *Venus Pompeiana*, unter deren

<sup>1</sup> Auf die schwer verstümmelte Inschrift CIL IV 679 könnte man sich dafür freilich kaum berufen. Sie würde, falls *CHRISTIAN* richtig zu *Christiani* oder *-nos* ergänzt ist, lediglich besagen, daß vor 79 irgendein Pompejaner von irgendwelchen Christen irgend etwas gewußt hat. Vgl. auch Dölger, *IXΘΥΣ* V 254. — Juden in Pompeji versucht nachzuweisen J. B. Frey, *Les Juifs à Pompée: Revue biblique* 42 (1933) 365.

<sup>2</sup> Vgl. die Grundrißzeichnung Notizie degli Scavi 1939, 171 Abb. 2 sowie Tafel IX. Abbildungen: Arch. Anz. 1940, 517 (Fuhrmann).

<sup>3</sup> Vgl. außer dem von K. Schneider verfaßten Beitrag „Lusus Troiae“ in der RE 13 (1927) 2059 die Ausführungen von Heinrich Fuhrmann, *Philoxenos von Eretria* (1931) 191.



Schutz die dortige Jugendorganisation und ihr Übungs- und Festplatz standen<sup>1</sup>. Auf jeden Fall stand die vielbeschriebene Säule an einem verkehrswichtigen, der pompejanischen Sportjugend wie kaum ein anderer geläufigen Platz, und diesem Umstand sollte die Deutung des fraglichen Graffito Rechnung tragen.

Wer mit pompejanischen Inschriften nicht vertraut ist, tut gut, sich mit Hilfe der kleinen Sammlung von Ernst Diehl<sup>2</sup> einen Überblick über die bevorzugten Gegenstände solcher Kritzeleien — denn von gemeißelten, mehr oder weniger amtlichen Inschriften ist hier natürlich abzusehen — zu verschaffen. Da ist es z. B. nicht verwunderlich, wenn an der bewußten Säule in unmittelbarer Nähe der Satorinschrift eines jener ABC-Denkmalers erscheint<sup>3</sup>, die in Pompeji in großer Zahl vorkommen<sup>4</sup>, magisch gemeinte Alphabete, die entweder in der üblichen Buchstabenfolge vollständig oder unvollständig hingeschrieben sind oder so, daß in den Vorwärtslauf gleich der Rückwärtslauf eingeflochten wurde (*axbv ctdserfq* usw.). Letzteres geschah, um die Zauberkraft der Palindromie, der Umkehr, auszunutzen, von der zum Satorpalindrom unten noch zu reden ist.

Welche Gegenstände aber bei dergleichen Inschriften mit besonderer Vorliebe aufgesucht wurden, wird man unschwer erraten. Gleich an der Nachbarsäule grüßt jemand zum Abschied dreimal seine Chloe (Nr. 150—152): *Eo! Chloe va(le)*, oder ein Lucilius wünscht seiner Lucida *ubique sal(utem)*, (Nr. 154). Zwischen ihnen aber (Nr. 153) ist mit einer in solchen Fällen nicht überraschenden Deutlichkeit von einem *iucundus fututor* die Rede<sup>5</sup>.

Soviel über die Nachbarschaft des vermeintlich christlichen Quadrats. Man sollte sie ebensowenig übersehen wie seinen unmittelbaren epigraphischen Zusammenhang. Denn die Satorformel erscheint hier nicht für sich, sondern ist in einen Gruß an einen uns unbekanntes Sautranus<sup>6</sup> eingefügt, der bei Della Corte die Nummern 137—141 ausmacht. *Sautran(e) va(le)* steht, von Della Corte leider nicht mit abgebildet, über dem Ganzen. Es folgt dann — falls es wirklich dazugehört — ein großes *S*, das man zu *salutem* ergänzen könnte. Darunter alsdann die mit *ROTAS* beginnende Formel und unter ihr wieder ein zweites *Sautran(e) va(le)*<sup>7</sup>.

Derartige Grüße, mit *sal(utem)* oder *va(le)* auf den Weg gebracht, sind in Pompeji überaus häufig. Ob es sich in unserem Fall wirklich um einen Abschied oder nur um einen kameradschaftlichen Zuruf handelt, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, denn das *vale* („leb wohl, laß dir's gut gehen“) entspricht in solcherart Fällen fast einem burschikos hingeworfenen „hallo“. Ich erinnere an die *iuventus Pompejana*, an das von ihr gepflegte, unseren Reiterquadrillaen

<sup>1</sup> Auf Tafel IX des italienischen Fundberichts ist es diejenige Säule des Westungangs, die unmittelbar rechts neben dem *s* des Wortes *Porticus* steht. Auf der Abbildung Tafel X 2 ist sie leider nicht mehr sichtbar; sie ist unmittelbar rechts neben der Säule am weitesten rechts zu denken.

<sup>2</sup> Pompejanische Wandinschriften und Verwandtes<sup>2</sup>: Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 56 (1930).

<sup>3</sup> Nr. 142 bei Della Corte.

<sup>4</sup> Schon als Nr. 149 begegnet bei Della Corte ein weiteres. Andere bei Diehl Nr. 55—75. 850—855.

<sup>5</sup> Vgl. Diehl Nr. 581—612. 1078—1084 aus dem Kapitel „Liebe“.

<sup>6</sup> Della Corte vermutet *Saturanus*.

<sup>7</sup> Über das wahrscheinlich von einer anderen Hand stammende A(?)NO vgl. Abschnitt 14.



vergleichbare Trojaspiel, aber auch an das unmittelbar neben der Palästra liegende Amphitheater und das gerade in Campanien althergebrachte und blühende Gladiatorenwesen. Vielleicht stand Sautranus eine Reise, vielleicht seine Soldatenzeit bevor, vielleicht war er krank, vielleicht unglücklich verliebt — wir wissen es nicht. Irgendwie wird er die magische Formel haben brauchen können, die ein Freund ihm hier zuruft.

In diese Richtung etwa weisen den Interpreten der pompejanischen Satorinschrift Ort und Art ihrer Anbringung. An ein Bekenntnis zum Gekreuzigten, an einen christlichen Brudergruß zu denken, liegt hier, dünkt mich, so fern wie nur möglich. Abgesehen davon, daß die Kreise, in denen wir die ersten Christen auch Pompejis vornehmlich zu suchen hätten, zur Großen Palästra schwerlich Zutritt hatten, widerspräche schon die zweimalige Namensnennung der Geheimhaltung, die das Quadrat angeblich bezweckte. Und wenn Lietzmann von den Satorinschriften in Dura-Europos, die eine rein soldatische Umgebung vermuten lassen, meint, daß es unter der dort stationierten *cohors XX Palmyrenorum*, einer berittenen Hilfstruppe der Römer, Christen waren, „die sich das Vergnügen machten, das heimliche Bekenntnis ihres Glaubens unter die Lebensäußerungen ihrer Kameraden zu mischen“<sup>1</sup>, so muß gefragt werden, ob das Christsein zur Zeit Neros eine so vergnügliche Sache war.

7. Über dem Fund von 1936, der das vollständige pompejanische Satorquadrat brachte, scheint man den von 1925 vergessen zu haben. Aber gerade für die Frage, ob es sich hier um Christliches handelt, kann der ältere gute Dienste tun. Der Besitzer des Hauses, in dessen Peristyl das Bruchstück mit den Resten der Formel gefunden wurde, Publius Paquius Proculus, ist uns ein wenig bekannt<sup>2</sup>. Er war ein reicher Mann und bewohnte ein reiches Haus<sup>3</sup>. Wiederholt begegnet uns sein Name in pompejanischen Wahlaufschriften, ja, inschriftlich ist bezeugt, daß er bis zum Duumvirat, dem höchsten Gemeindeamt, aufgestiegen ist. Unter den zahlreichen, mehr oder weniger flüchtig eingeritzten Inschriften, die wir im Peristyl seines Hauses antreffen, gehören mehrere der Zeit Neros (54—68) an.

Daß dieser Mann Christ war, ist ausgeschlossen. Und unwahrscheinlich ist es für ein Mitglied seiner Familie oder seines Verkehrskreises. Daß auch in Pompeji die Christen der Frühzeit in erster Linie den Schichten angehört haben werden, die Paulus im ersten Korintherbrief (1,26—28) so nachdrücklich anredet, wurde schon erwähnt; es waren kleine Leute oder Sklaven. Kaum glaubhaft aber wäre es andererseits, daß im Palais des Duumvir das Gesinde sich hätte erlauben dürfen, die Wände des herrschaftlichen Säulenumgangs mit eigenen Angelegenheiten zu bekritzeln. Überdies stammen die Schriftzüge, die wir dort antreffen, weithin von einer und derselben schreibgewöhnten Hand. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach entweder der Hausherr selbst oder ein Mitglied seiner Familie gewesen, dem wir das dortige Satorquadrat zu danken haben.

Man darf wohl sagen, daß auch in diesem Fall alle Umstände gegen die Paternoster-Deutung sprechen, keiner dafür.

<sup>1</sup> Gnomon 13 (1937) 227.

<sup>2</sup> Vgl. M. Della Corte, Publius Paquius Proculus: The Journal of Roman Studies 16 (1926) 145 mit Abbildungen.

<sup>3</sup> Vgl. Amedeo Maiuri, Pompeji (Wien 1939) 96 mit Abbildung auf S. 99.



8. Sowohl das hypothetische Paternosterkreuz wie das gekreuzte *tenet* im Innern des Quadrats nötigen zu der Frage, wie es denn in frühchristlicher Zeit um die Verehrung des Kreuzes bestellt war. Die Verrätselung in einem Kryptogramm, mit dem Zweck, unter gefährdeten Bekennern ein geheimes Einverständnis zu ermöglichen, würde voraussetzen, daß das Christuskreuz bereits im 1. Jahrhundert zum Kennzeichen geworden war, und dies dann gewiß nicht in einem rein verstandesmäßigen und praktischen Sinn, als bloßes Anagorisma, sondern als ein Gegenstand aus frommer und verehrender Gefühle. Eine Kreuzverehrung, sei sie kultisch oder nicht kultisch, offiziell oder inoffiziell, müßte es damals schon gegeben haben.

Bekanntlich erscheinen christliche Kreuzdarstellungen erst vom 5. Jahrhundert an häufiger. Noch im 4. sind sie selten, und was Joseph Wilpert<sup>1</sup> aus den Katakomben für das 3. und 2. Jahrhundert glauben zu können, ist an Zahl so geringfügig und chronologisch überdies so fragwürdig<sup>2</sup>, daß es hier beiseite bleiben kann. Unter diesen Umständen kann daran wohl kein Zweifel bestehen, daß — abgesehen zunächst von der Formfrage — eine Darstellung des Christuskreuzes bzw. eine Anspielung darauf vor dem Jahre 79 in einer italischen Landstadt als zum mindesten sehr auffällig bezeichnet werden müßte. Die bloße Möglichkeit einer solchen Erscheinung von vornherein zu bestreiten, bestünde freilich kein Recht. Sowohl eine häusliche und private Verehrung des Kreuzes wie die bereits im 1. Jahrhundert erkennbaren Ansätze zu einer Kreuztheologie könnten hier und da zu bildlichen Darstellungen bereits geführt haben. Was ihnen entgegenwirken müßte, wird unten zu erörtern sein.

Um dergleichen Möglichkeiten aber handelt es sich in unserem Fall nicht. Ein christlich gemeintes Satorquadrat in der pompejanischen Palästra wäre nichts weniger als ein verschwiegenes und persönliches Bekenntnis, sondern ein herausfordernder Ruf in die Öffentlichkeit, das Kreuz in ihr wie eine Parole in der militia Christi. Es würde notwendig eine Vereinbarung, eine gewisse Organisation voraussetzen, einen gemeindeartigen Zusammenschluß auch aus den gesellschaftlichen Kreisen, denen die Palästrabesucher vornehmlich angehörten, d. h. aus dem Adel und den ihm gleichstehenden Besitzenden. Eben das aber ist vor dem Jahre 79 schwer vorstellbar. Wieder einmal zwänge uns die Paternoster-Deutung, einen Sonderfall anzunehmen.

Die Fragwürdigkeit eines pompejanischen Paternoster-Kreuzes aber nötigt dazu, ein Rätsel der frühchristlichen Geschichte in diesen Zusammenhang zu ziehen, das räumlich und zeitlich benachbart ist. Ich meine das am 3. Februar 1938 gefundene Kreuz von Herculaneum, der im Jahr 79 gleichfalls verschütteten Nachbarstadt Pompejis. Ich verweise auf die in

<sup>1</sup> La croce sui monumenti delle catacombe: Nuovo Bulletino di Archeologia Christiana 8 (1902) 5. Unter Einbeziehung der literarischen Zeugnisse behandelt den archäologischen Befund Max Sulzberger, Le symbol de la Croix et les Monogrammes de Jésus chez les premiers Chrétiens: Byzantion 2 (1925) 337. Nicht zugänglich war mir Hieronymos Kotsonis, Τα χρονολογικά ζητήματα τοῦ σταυροῦ usw.: Θεολογική βιβλιοθήκη 4 (1939).

<sup>2</sup> Sowohl bei der Victoria- wie bei der Gaudentia- und der Domitianschrift (Wilpert Abb. 2a bzw. Tafel VI 1 und VII 2) scheinen die Kreuze nachträglich eingeritzt zu sein und scheiden damit als Belege für die Zeit der Inschriften aus.



den letzten Jahren erschienenen Berichte<sup>1</sup> und mache im einzelnen zunächst nur darauf aufmerksam, daß es sich um ein kreuzförmiges Negativ an der Wand eines Zimmers handelt (vgl. Abb. 3 u. 4). Das zugehörige Positiv hat sich nicht gefunden. Es war mit vier nicht eben kräftigen Nägeln befestigt und scheint eilig abgerissen zu sein. Die Form des leicht eingetieften Abdrucks aber ist die eines sog. lateinischen Kreuzes, bestehend aus einem nach oben zu leicht verjüngten Mittelbalken von 43 cm Höhe und einem auffallend hoch angebrachten Querbalken von 36 cm Länge, dessen Enden leicht verbreitert sind.

Die Zahl derer, die hier die Spuren eines christlichen Kreuzes glauben erkennen zu können, scheint zur Zeit die der Zweifler zu überwiegen. Der Roman freilich, zu dem die Grabungsleitung in ihrem amtlichen Bericht unser karges Wissen ausgestaltet hat, wird kaum noch Glauben finden. Insbesondere scheint der etwas seitwärts unter dem Kreuz angetroffene kleine Schrank als christlicher Altar mehr und mehr abgelehnt zu werden. Man dürfte — abgesehen davon, daß seine Form dem nicht entspricht — wohl auch fragen, wozu dann der Spielwürfel gedient haben sollte, der sich nebst zwei bescheidenen Lämpchen in seinem Innern fand. Beachtenswert aber ist, mit welcher Zurückhaltung auch manche Verteidiger der christlichen Deutung sich äußern und wie nachdrücklich sie die untypische Art dieses Kreuzes betonen. Baus z. B., dessen wohlabgewogene Zustimmung über ein „scheint“ nicht hinauskommt<sup>2</sup>, meint, daß es „zu den wenigen Ausnahmen gegenüber der frühchristlichen Gesamthaltung gehöre“, deren Überwindung erst im 5. Jahrhundert gelungen sei (283). Ähnlich Omodeo (18): „*Dato il carattere misterico del culte della croce, è evidente che la croce ercolanese, se è cristiana, costituisce un fatto eccezionale.*“ Auch von ihm wird also das Exzeptionelle des Falles hervorgehoben. In der Tat, die Richtigkeit der christlichen Deutung vorausgesetzt, könnte es sich in Herculaneum nur um eine ganz persönliche Bekundung christlicher Gesinnung handeln.

Mir selbst scheint die Frage „Christuskreuz oder was sonst“ zur Zeit kaum entschieden werden zu können. Schon vor dem Krieg war die Casa del Bicentenario, in der der Kreuzabdruck gefunden wurde, aus Gründen, die mir unbekannt sind, für den öffentlichen Besuch geschlossen und ist nur wenigen Personen zugänglich gemacht worden. Da zudem photographische Abbildungen, aus denen Einzelheiten ersichtlich wären, zur Zeit nicht erhältlich sind, wäre es kaum zu verantworten, wollte man sich als Fernstehender ohne

<sup>1</sup> Amedeo Maiuri, *La croce di Ercolano: Atti-Rendiconti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia* 15 (1939) 193 mit 11 Abb. Charles Picard, *La croix (?) ... d'Herculaneum: Revue Archéologique* 14 (1939) 199 (ohne Abbildungen). Hans Lietzmann, *Ausgrabungen in Herculaneum und Pompeji: Deutsche Allgemeine Zeitung* Nr. 95/96 vom 25. Februar 1940 (mit Abbildung). Heinrich Fuhrmann, *Archäologischer Anzeiger* 1940, 504 mit Abb. 43. E. Kirschbaum, *Das Kreuz von Herculaneum: Stimmen der Zeit* 137 (1940) 198 (ohne Abbildungen). Adolfo Omodeo, *La croce d'Ercolano: La critica* 38 (1940) 45. Guillaume de Jerphanion, *La croix d'Herculaneum?: Orientalia Christiana Periodica* 7 (1941) 1 (mit 2 Abb.). Karl Baus, *Das Kreuz von Herculaneum und seine Probleme: Theologie und Glaube* 34 (1942) 275 (ohne Abbildungen).

<sup>2</sup> „Deshalb scheint es, solange nicht eine andere, schlagend klare Deutung vorgelegt werden kann, wissenschaftlich durchaus vertretbar, zu sagen: Man hat begründete Veranlassung, in dem Fund von Herculaneum tatsächlich ein christliches Kreuz zu sehen“ 283.



genauere Kenntnis ein Urteil erlauben. Es ist immerhin zu beachten, daß namhafte ältere Archäologen, und zwar solche mit eigener Kenntnis des Befundes, eine christliche Deutung abgelehnt haben. Dankenswert sind insbesondere die genauen Angaben des — ebenfalls zu den „Ungläubigen“ gehörenden — Pater de Jerphanion über die verschiedenen Nagelspuren. Ihre Untersuchung hat den französischen Gelehrten zu Deutungen geführt, die von denen Maiuris weit abliegen. Ich ziehe es deshalb vor, eine genauere Prüfung des Sachverhalts durch eine größere Zahl von Fachkennern abzuwarten.

Vorarbeit aber läßt sich auch jetzt schon leisten. — Das Kreuznegativ von Herculaneum befindet sich an der Westwand eines fensterlosen, ärmlich eingerichteten Obergeschoßzimmers von den bescheidenen Ausmaßen damaliger Sklavenwohnungen. Es ist in ein tafelartiges, 65 × 82 cm großes Rechteck aus feinerem Stuck eingelassen, das seinerseits der Tür gegenüber in Augenhöhe auf die im übrigen roh getünchte Wand aufgetragen ist. Spuren lassen erkennen, daß das Positiv aus Holz bestand. Als es abgenommen wurde, entstand am Kreuzoberteil eine Beschädigung des umgebenden Stucks. Daß übrigens das Kreuzpositiv diesem eingefügt, nicht einfach aufgelegt war, mag geschehen sein, damit zwei rechts und links angebrachte Holzflügeltüren, von denen eine noch auf dem Fußboden an der Wand zu lehnen scheint, die Stucktafel verdecken konnten. Ob diese Einrichtung als Ausdruck besonderer Verehrung zu betrachten ist oder etwa einen Wandschrank vor-täuschen sollte, um den fraglichen Gegenstand geheimzuhalten, bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall bedeutete dieser, ohne daß man gleich von einem Kult zu reden braucht, für den Bewohner des Raumes einen Gefühlswert.

Dem Kreuz von Herculaneum steht nun in Pompeji ein seit langem bekannter, aber bis vor kurzem fast vergessener Vergleichsfall gegenüber. Schon 1813/14 ist dort, in der Casa di Pansa (Regio VI, Insula VI, Haus Nr. 1), eine Art von Wandkreuz gefunden worden, über das F. Mazois<sup>1</sup> berichtet hat. Diesem wird auch die einzige vorhandene Abbildung verdankt, während das Fundstück selbst bedauerlicherweise verlorengegangen ist. Es handelt sich um ein flach gearbeitetes Relief der aus Abb. 5 ersichtlichen Form, das — man beachte die Übereinstimmung mit dem Kreuz von Herculaneum — auf einer rechteckigen Tafel aus weißem Stuck<sup>2</sup> angebracht war, die sich ihrerseits an der Innenwandung eines ebenerdigen Bäckerladens befand. An derselben Wand waren Borde zum Ausstellen von Broten befestigt. Der Laden war im südwestlichen Eckraum des großen, an einer Hauptstraße gelegenen Hauses untergebracht<sup>3</sup>. Von einer Seitenstraße führten 2 Türen herein, und gegenüber der größeren von ihnen befand sich, an der Ostwand, das besagte Stückfeld mit dem Kreuz, so daß es schon von der Straße aus für Vorübergehende sichtbar war und gewiß auch sein sollte. Zu erwähnen ist noch die günstige Verkehrslage des Hauses.

Das Kreuz aber war nicht der einzige Wandschmuck in diesem Raum. An der Innenseite des Fensterpfeilers an der Südwestecke, dem Kreuz also gegenüber, war eine Schlange dargestellt, nach römischer Auffassung die

<sup>1</sup> Les ruines de Pompéi II (1824) mit Abbildung auf S. 88. Vgl. Della Corte, I Christiani a Pompei (oben S. 377<sub>1</sub>) 24 mit derselben Abbildung.

<sup>2</sup> »sur un panneau de stuc blanc« Mazois 84.

<sup>3</sup> Es handelt sich um den Raum 25 bei Mazois (Tafel 42), 33 bei Overbeck-Mau, Pompeji<sup>4</sup> (1884) 325, Abb. 172.



Verkörperung des Hausgeistes. Anderes deutet Mazois an<sup>1</sup>, durchweg Heidnisches. In dem zum Laden gehörenden Mehl- und Backraum<sup>2</sup> fand sich sogar ein rotbemaltes Phallosrelief, dazu die Inschrift: *hic habitat felicitas*<sup>3</sup>.

So bedauerlich es ist, daß sich die Bedeutung des seltsamen Zeichens noch nicht hat ermitteln lassen<sup>4</sup>, so zuversichtlich kann meines Erachtens behauptet werden, daß es sich um ein Christenkreuz hier nicht handelt. Mazois (84) dachte an ein nur Eingeweihten verständliches christliches Geheimzeichen, das der Inhaber des Ladens dadurch habe tarnen wollen, daß er es in eine unverdächtige Gesellschaft versetzte. Das wird heute kaum noch Glauben finden. Teils weil ein so sonderbarer Heiliger nicht recht vorstellbar ist, teils weil von wirklicher Geheimhaltung bei solchem Verfahren keine Rede sein könnte. Vor allem aber schließt die ausgesprochen ornamentale Form des Gebildes einen Ansatz in christlicher Frühzeit meines Erachtens aus. Selbst in späterer Zeit würde man Mühe haben, ein Christuskreuz mit derart abgerundetem Mittelbalken nachzuweisen. Als Zeuge pompejanischen Christentums hat somit der Fund im Haus des Pansa, daran kann kein Zweifel sein, auszuschneiden.

Unbestreitbar aber ist andererseits die Verwandtschaft mit dem Kreuz von Herculaneum. Und sie betrifft nicht nur die Form des Kreuzes selbst, insbesondere den auffallend hoch sitzenden Querbalken, sondern auch die Art der Anbringung auf einem eigens dafür hergestellten Stuckfeld. War also das pompejanische Kreuz heidnisch, dann könnte von dem herkulanischen dasselbe behauptet werden. Sollte es gleichwohl christlichen Ursprungs sein, dann würde der erhaltene Abdruck schwerlich als Zeugnis für das Paternosterkreuz gelten können. Denn dieses würde, wie erwähnt, eine vor dem Jahr 79 zumal in Adelskreisen kaum denkbare Gemeinschaftsverehrung voraussetzen, während das in der Katastrophe dieses Jahres verschwundene Kreuz von Herculaneum nur eine individuelle und private Bedeutung für einen Einwohner niederen Standes gehabt haben könnte.

Zu beachten ist sodann, daß es sich in beiden Fällen um die sog. lateinische Kreuzform handelt, beim Paternosterkreuz sowie beim *tenet*-Kreuz dagegen um die griechische, die aus 4 gleichlangen Armen gebildete *crux quadrata*. Diese war nicht die Form der strafrechtlichen Wirklichkeit. Die Kreuzigungen der Römerzeit werden, sofern man sich nicht nur eines einfachen

<sup>1</sup> »Il est difficile de concevoir que le même homme pût à la fois révéler la croix du Christ et adorer Janus, Ferculus, Limentinus et Cardea, divinités préposées à la garde des portes.«

<sup>2</sup> Nr. 28 bei Mazois, Nr. 29 bei Overbeck-Mau.

<sup>3</sup> *Corpus Inscriptionum Latinarum* IV 1454.

<sup>4</sup> Die Nähe der Brotborde sowie die fast reklamemäßige Augenfälligkeit der Anbringung läßt daran denken, daß Vesta als Beschützerin des Herdes die Gottheit der Müller und Bäcker gewesen ist. Doch ist weder unter ihren Attributen noch dem Handwerksgerät der Genannten eines bekannt, das unserem Zeichen gliche. — Auch die Erwägung, es könne sich um die Doppelaxt des Jupiter Dolichenus handeln, schließe nicht durch. Abgesehen davon, daß die Form des fraglichen Zeichens einer *bipennis* nur notdürftig entsprechen würde, wäre einzuwenden, daß die Waffe des Baal von Doliche nie für sich dargestellt wird, daß überdies sein in der Hauptsache von römischen Soldaten verbreiteter Kult, der von der syrischen Landschaft Kommagene ausging, erst nach deren Eroberung im Jahr 71 nach Italien gelangen konnte und vor 138 dort nicht nachweisbar ist. — Auszuschneiden hätte endlich aus zum Teil denselben Gründen der gallische „Schlägel“. Gott Succellus, an den de Jerphanion 26f. zum Kreuz von Herculaneum erinnert hat. In Keunes Fundverzeichnis RE 4 A (1932) 515 findet sich nicht ein einziger italischer Beleg.



Pfahls bediente<sup>1</sup>, im allgemeinen so vor sich gegangen sein, daß der Verurteilte, dessen seitwärts ausgestreckte Arme an das *patibulum* gebunden oder genagelt waren, mitsamt diesem an einem senkrecht stehenden Pfosten hochgezogen wurde. Der *patibulum*-Balken ergab dann das Querholz, mochte er nun auf dem oberen Pfostenende geradezu aufliegen und dann mit ihm zusammen ein T bilden oder dicht unterhalb des Pfostenendes befestigt sein, was ein „lateinisches“ Kreuz ergab<sup>2</sup>. Demgegenüber stellt die *cruce quadrata* — und ähnlich die ihr angeglichenen lateinische Form mit längerem Ober- und unterem Teil bzw. eine aus der griechischen Form durch Verlängerung des Unterteils entwickelte lateinische — nicht das „Marterholz“, das so und so konstruierte Strafwerkzeug dar, sondern ein Kreuzzeichen, ein Sinnbild, eine vergeistigte, nicht darstellende, sondern andeutende Form.

In dieser Form aber, der griechischen also oder einer ihr angeglichenen, erscheinen nun die frühchristlichen Kreuze — beginnend, wie gesagt, mit dem 4./5. Jahrhundert — so überwiegend, daß sie als die Regel betrachtet werden muß. Die Scheu vor einer realistischen Nachbildung wird ihren Grund zu einem Teil darin gehabt haben, daß die Kreuzigung, die in republikanischer Zeit nur gegen Sklaven oder Nicht Römer angewandt wurde, als entehrend galt. Als „Schande“ für Jesus bezeichnet sie der Hebräerbrief 12,2. Es bedurfte für den neuen Glauben erst einer längeren Zeit der inneren und äußeren Festigung, um — mit einer Art Geusenpathos — das Schandmal als *cruce triumphalis* empfinden, es verehren und verkündigen zu können. Voraussetzung dafür war wohl auch, daß Konstantin der Große die Kreuzigungsstrafe abschaffte<sup>3</sup>. Zum anderen Teil aber wirkte einer realistischen Wiedergabe der Kreuzform wohl auch das jüdisch-christliche Verbot der Bilddarstellung überhaupt entgegen, das auch dieser Form von Idolatrie vorbeugen wollte und aufkommender Bildfreudigkeit in späterer Zeit bisweilen mit Nachdruck eingeschärft werden mußte, bis auch in dieser Hinsicht sich die Gesinnung wandelte.

Während also die ausgesprochen realistische Form des Kreuzes von Herculaneum als Ausdruck persönlicher Verehrung gerade in einer noch nicht zu festen Normen gelangten christlichen Frühzeit an sich verständlich wäre, setzt die vergeistigte, sinnbildliche Form der Kreuzdarstellung schon einen inneren Abstand von der Wirklichkeit voraus. Eine *cruce quadrata* auf einer christlichen Grabplatte ist bereits ein Heilszeichen, ein Stück Christologie und Soteriologie. Die Entwicklung einer solchen Kreuzauffassung aber bedurfte zu ihrer Festigung und Verbreitung innerhalb der italischen Provinz einer beträchtlichen Zeit. Daher in den ersten Jahrhunderten die Seltenheit von Kreuzdarstellungen auch in griechischer Form. Auch insofern würden das Paternosterkreuz sowie das unverhüllte, obendrein besonders erklügelte und fast spielerisch ausgestattete *tenet*-Kreuz ein bedeutsames Stück Geschichte vorweggenommen haben.

Es empfiehlt sich aber auch, das Kreuz einmal vom Standpunkt der allgemeinen frühchristlichen Frömmigkeit aus zu betrachten. Ich glaube,

<sup>1</sup> Vgl. außer Hermann Fulda, *Das Kreuz und die Kreuzigung* (1878), die neugriechisch geschriebene Untersuchung von Antonios D. Keramopulos, *Ὁ ἀποτομπαρισμός: Βιβλιοθήκη τῆς ἐν Ἀθῆναις ἀρχαιολογικῆς ἐταιρείας* 22 (1923).

<sup>2</sup> Aus Marcus 15,26 pflegt auf diese Form geschlossen zu werden.

<sup>3</sup> Vgl. Kurt Latte unter „Todesstrafe“ in der RE Suppl. 7 (1940) 1616f.



man würde sich den Sachverhalt zu sehr vereinfachen, wollte man geltend machen, daß, wenn schon in der frühchristlichen Literatur so oft und so eindringlich vom Kreuz geredet werde, es dann wohl auch dargestellt worden sei. Wieder ist zu betonen, daß das in Einzelfällen persönlicher Art geschehen sein mag. Kennzeichnend aber und gemeinverständlich sind solche Darstellungen im ersten Jahrhundert keinesfalls gewesen. Und das läßt sich nicht nur aus dem Nichtvorhandensein glaubhafter Beispiele, einem argumentum immerhin ex silentio, entnehmen, sondern könnte auch positiv glaubhaft gemacht werden. Ich verweise auf das erste Kapitel von Walter Elligers Ausführungen zur altchristlichen Bildkunst<sup>1</sup>. Dort ist gezeigt, daß in dieser Hinsicht nicht nur ein bloßes Nachwirken des mosaischen Bildverbots die Haltung der Urchristen bestimmte, sondern vornehmlich und positiv die durch und durch pneumatische, geisterfüllte Begründung ihrer Heilserwartungen. Und es führt in die gleiche Richtung, wenn Gerhard Kittel<sup>2</sup> die überragende Bedeutung des „Wortes“ und des „Hörens“ für die Frühzeit hervorgehoben hat. Es gab für das Urchristentum gar keine Bilderfrage, daher auch — in der Frühzeit — keine Verbote. Erst vom 3. Jahrhundert an kam es auf dem Wege über die Katakombenornamentik zur gewohnheitsmäßigen Darstellung von Symbolen und symbolartigen Figuren und Szenen. — Ich denke, wir überblicken diese Entwicklung im Grundsätzlichen gut genug, um sagen zu können: das Paternosterkreuz würde in ihr als Fremdkörper wirken. Wieviel Ausnahmen aber gedenkt man zu seiner Rechtfertigung in Anspruch zu nehmen?

9. „Für die Christen der frühen verfolgten Kirche, zumal vor 79 n. Chr., ist es schwer vorstellbar, daß sie das Vaterunser so sonderbar und läppisch behandelt hätten.“ Treffend urteilt so Dornseiff<sup>3</sup>, obwohl auch er das Paternoster im Satorquadrat als ursprünglich betrachtet (227). Aber nicht nur an das „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden“ (Matth. 6,7) ist zu erinnern, sondern an das, was diesen Worten vorausgeht: „Wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden ... Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen“ usw. Gar ein anagrammatisierendes Spielen mit dem Vaterunser hätte sein Stifter gewiß noch weniger gebilligt.

10. Die Sprache des Gebets und der Liturgie war während der ersten beiden Jahrhunderte des Christentums in Italien das Griechische. Das wird für das Vaterunser ganz besonders gegolten haben. Wer dem, um die Paternoster-Deutung zu verteidigen, entgegenhalten wollte, gerade dieses Gebet sei von lateinisch sprechenden Gläubigen für sich und ihre Familie doch gewiß auch auf Lateinisch gebetet, ja, wohl auch von den Missionaren des neuen Glaubens in der Landessprache gelehrt und erklärt worden, dem

<sup>1</sup> Die Stellung der alten Christen zu den Bildern in den ersten 4 Jahrhunderten: Studien über christliche Denkmäler 20 (1930). Dazu die verselbständigte Fortsetzung: Zur Entstehung und frühen Entwicklung der altchristlichen Bildkunst: ebendort 23 (1934).

<sup>2</sup> Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament II (1935) 384f. unter *εἰκόνη*.

<sup>3</sup> Er fährt fort: „Jesus hatte dieses Gebet schließlich als vorbildlich schlicht den Heiden entgegengesetzt. Und schon ein paar Jahre später hätten seine Anhänger es in dieser Weise umatomisiert? Das würde in bedenklichem Grade an die *κλίματα*-Praktiken der ägyptisch-griechischen Magie erinnern“ (223).



könnte man nur recht geben. Aber es fragt sich, ob das für unseren Fall von Bedeutung ist. Es dürfte hier ähnlich wie bei der Verehrung des Kreuzes liegen. Das Vaterunser wird ja hier nicht im Angesicht Gottes wirklich gebetet, sondern es wird sozusagen zitiert, und zwar in greller Öffentlichkeit. Versteckt zwar, aber für Eingeweihte nicht nur verständlich, sondern von Pathos des Geheimnisvollen umgeben, ja, wie wenn man einander habe zulächeln wollen. Die Art aber, wie hier der Anfang des Gebets als zitierbequemes Kennwort benutzt sein soll, scheint mir vorauszusetzen, daß die lateinische Form bereits als feste und anerkannte Formel geläufig war. Und eben das ist für das erste Jahrhundert nicht glaubhaft.

11. Daß der Verfasser der Johannesapokalypse die Buchstabensymbolik des  $A\Omega$  (vgl. S. 371f.) nicht erfunden, sondern übernommen hat, darf man glauben<sup>1</sup>. Abgefaßt aber ist sein Werk, wie allgemein angenommen wird, während der Regierung Kaiser Domitians (81—96) und vermutlich gegen deren Ende. Daß nun der vermeintlich christliche Schöpfer des Satorquadrats das Symbol schon vor 79 irgendwo aufgegriffen hätte und es unter seinesgleichen als bekannt voraussetzen konnte, wäre an sich nicht undenkbar. Im allgemeinen aber ist anzunehmen, daß die apokalyptische Formel, wer auch immer sie zuerst geprägt hat, ihre Verbreitung gerade in christlichen Kreisen vor allem durch eben die Johannesapokalypse gefunden hat<sup>2</sup>. Für den Zeitansatz einer christlichen Satorquadratschöpfung ergäbe das einen chronologischen Eckstein. Daß die Paternoster-Deutung genötigt ist, ihn zu verwerfen, kann sie nicht empfehlen.

Es ist ferner zu beachten, daß das  $A\Omega$  in unserem Fall nicht so sehr zu dem Wortinhalt von *pater noster* als vielmehr zu der Kreuzesform gehören würde. Denn auf Gottvater, den Schöpfergott, bezog sich in der  $A\Omega$ -Spekulation nur das A, der „Anfang“, während das  $\Omega$  Christus, den Vollender, meinte, der dann auf geheimnisvolle Weise mit dem Vater in eins gesetzt werden konnte. Daher pflegt denn auch in den gleich zu behandelnden christlichen Inschriften das  $A\Omega$  mit einem Kreuz, d. h. mit Christus verbunden zu sein, und so wäre es auch bei der Paternoster-Deutung zu denken. Damit aber stünden wir vor der Nötigung, das Kreuz als anerkanntes Sinnbild Christi mitsamt der messianisch-apokalyptischen  $A\Omega$ -Symbolik schon vor 79 anzunehmen, und dem wären auch die im vorigen Abschnitt entwickelten Bedenken entgegenzuhalten.

12. Das  $A\Omega$  der Apokalypse aber muß uns noch länger beschäftigen. Wer die nicht geringe Zahl lateinischer christlicher Inschriften, in denen das Symbol erscheint, in Ernst Diehls *Inscriptiones Latinae Christianae Veteres* durchsieht, bemerkt alsbald, daß es dort mit griechischen Buchstaben geschrieben ist. Begreiflicherweise, denn abgesehen davon, daß das O im

<sup>1</sup> Vgl. Dornseiff, *Das Rotas-Opera-Quadrat* (oben S. 367<sub>1</sub>) 223, *Alphabet*<sup>2</sup> 122. Dazu Otto Weinreich, *Gnomon* 6 (1930) 366f. Gerhard Kittel, *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament* I (1933) 1, nimmt an, daß die  $A\Omega$ -Mystik auf hellenistische Spekulation zurückgehe, die dem Apokalyptiker durch das palästinensische Judentum vermittelt worden sei. Auf die Möglichkeit vorjohanneischer Entstehung innerhalb des griechischen Diasporajudentums in Anlehnung an Jes. 41,4 verweist Lietzmann *Arch. Anz.* 1937, 480. Ist an das Losorakel mit *’ürim* und *tummim* zu denken?

<sup>2</sup> „Das  $A\Omega$  hat sich als eines der wenigen im Neuen Testament angegebenen Symbole für den Gottessohn außerordentliche Beliebtheit erworben“ Dornseiff, *Alphabet*<sup>2</sup> 123.



lateinischen Alphabet der 14. und nicht der letzte Buchstabe ist, wirkte hier die heilige Sprache gewiß schon um ihrer selbst willen. Man mochte sich scheuen, das mit dem Kreuzesgott verbundene Mysterium in die Alltagssprache zu übersetzen. Wenn spätere lateinische Schriftsteller ebenso wie Luther „AO“ bevorzugen, so ist das doch wohl etwas anderes, als wenn auf frühchristlichen Grabsteinen die ehrwürdigen Buchstaben in strenger Formbewahrung links und rechts neben dem Kreuzeszeichen stehen. Hier ziemte sich die auch durch das Kreuz gedeckte Urform, dort mochte die angeglichene erlaubt sein.

Man könnte entgegnen: durch das O sei das verfängliche  $\Omega$  einigermaßen „getarnt“. Aber ob man in der christlichen Frühzeit mit einem heiligen Symbol wirklich so umgesprungen ist, daß man sich ein Vergnügen daraus machte, es in lateinische und quasilateinische Wörter kunstvoll hineinzu-praktizieren? Und ob ein O ein  $\Omega$  wirklich hätte tarnen können?

13. In der Verbindung mit dem Kreuzeszeichen wird das  $A\Omega$  in der Regel nur einmal gesetzt. Das ist verständlich in einer Zeit, die nicht nur vor der heiligen Form des Symbols Achtung empfand, sondern auch seinem Inhalt bedächtiger nachsinnen mochte als in Zeiten, denen nur noch die Formel galt. Die Paternoster-Deutung dagegen, unter dem Zwang stehend, die vier übriggebliebenen Buchstaben irgendwie zu verwerten, nimmt ohne Bedenken eine, soviel mir bekannt ist, einzigartige Verbindung von Kreuz und doppeltem „AO“ an. Ja, das *tenet*-Kreuz soll ein AO-Symbol gar an jedem einzelnen Balken aufweisen! Das Zeichen hätte danach eine wahre Inflation, ein Absinken ins Ornamentale und damit eine Entwertung schon vor der Entstehung der Johannesapokalypse erlebt, durch die es in Wirklichkeit dem Christentum erst bedeutungsvoll wurde. Das ist nicht glaubhaft.

Glaubhaft ist aber auch die Stellung nicht, die sich Grosser für die 4 Restbuchstaben ausgedacht hat. Er verteilt sie — in der Verlegenheit, sie irgendwo unterzubringen — an die 4 Kreuzesenden, während die inschriftliche Überlieferung das  $A\Omega$  stets beiderseits des Mittelbalkens, aber unterhalb des Querbalkens aufweist. An dergleichen Prägungen der Sinnbildsprache aber darf man ebensowenig nach eigenem Dafürhalten ändern wie am Text des Vaterunser. Überdies wäre zu fragen, auf welche Weise sich die Kenntnis von einer untypischen Anordnung hätte erhalten können.

14. Die photographische Wiedergabe der vollständigen pompejanischen Satorformel bei Della Corte 264 Abb. 8 (s. Abb. 1 dieser Arbeit) läßt, wie erwähnt, unterhalb des Quadrats über dem *Sautran(e) va(le)* die Buchstaben A (?) N O erkennen<sup>1</sup>. Der Herausgeber teilt dazu auf S. 263 eine von H. Wehling-Schücking brieflich vorgeschlagene Erklärung mit. In dem N, so heißt es dort, stecke ein *Nazarenus*, während links davon das A und rechts das  $\Omega$  gemeint sei. Das wäre dann grundsätzlich die gleiche Zeichensprache wie beim Paternosterkreuz, nur daß die „Anfang- und Ende“-Spekulation bei diesem auf den Vater, bei dem N auf den Sohn bezogen wäre, während sie in Wirklichkeit ihrer Einheit galt.

Ich glaube nicht, daß sich diese Vermutung wird halten lassen. Denn die drei fraglichen Buchstaben scheinen mir so deutlich eine andere Hand zu

<sup>1</sup> Della Corte äußert zu dem A keine Bedenken. Die Abbildung aber gibt zu Zweifeln Anlaß. Die A-Formen des Quadrats und des Grußes weichen auf jeden Fall erheblich ab, sind aber unter sich gleichartig.



verraten, daß sie aus unseren Betrachtungen auszuschneiden sind. Das gleiche gilt von dem  $\Delta$ , das über dem TA von ROTAS zu sehen ist. Della Corte teilt S. 264 auch dazu einen Deutungsversuch von Wehling-Schücking mit, der in dem Dreieck ein Symbol der christlichen Dreieinigkeit sehen möchte. Indessen unterscheidet sich das  $\Delta$ , das übrigens auch mit dem S. 379 erwähnten S weder räumlich noch der Schreibart nach etwas zu tun hat, von den Buchstaben des Quadrats so augenfällig, daß ein Zusammenhang meines Erachtens nicht in Frage kommt.

15. Eine letzte Bemerkung zur  $A\Omega$ -Frage. Das älteste unter den griechisch geschriebenen Satorquadraten ist das von Dura-Europos aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts (s. S. 368). Wäre seinem Urheber die  $A\Omega$ -Symbolik im Rahmen der Formel bekannt gewesen, so würde er sich, wie man vermuten darf, des Omega ebenso bedient haben wie später der Verfertiger des S. 368 f. beschriebenen kleinasiatischen Amuletts oder noch später koptische AmulettHersteller es taten. Statt dessen verwendet er durchweg das Omikron. Man könnte dazu geltend machen, er habe sich der ihm gewiß bekannten lateinischen Schreibweise soweit als möglich anpassen wollen. Aber war das für den griechisch Schreibenden wohl wirklich ein so erstrebenswertes Ziel, daß er ihm zuliebe die Möglichkeit aufgab, die  $A\Omega$ -Symbolik voll zur Geltung zu bringen? Derartige Ratereien haben etwas Peinliches. Einfacher und natürlicher scheint mir die Erklärung, daß das Paternostergeheimnis dem Urheber der Inschrift, selbst wenn er *πάτερ ἡμῶν* gebetet haben, d. h. Christ gewesen sein sollte, gar nicht bekannt war.

16. Schon in den lateinisch geschriebenen Satorinschriften von Dura findet sich zweimal *operi* statt *opera*. Und in den folgenden Jahrhunderten begegnen Verschreibungen bisweilen in solchem Umfang, daß der Urtext fast bis zur Unkenntlichkeit verändert erscheint. Der Ruhm des Zauberquadrats hatte sich wohl so weit gefestigt, daß auch grobe Abweichungen dem Glauben an seine Wirksamkeit keinen Abbruch tun konnten. Geringfügig ist es noch, wenn die koptischen Amulette weithin übereinstimmend *ωπερα* und *απερω* bieten. Wenn aber nach koptischen Vorlagen Abessinier die Formel in äthiopischer Schrift wiedergaben, so veränderte sich damit, da sich mit der äthiopischen Schreibweise lateinische Buchstabenspiele gar nicht ausdrücken ließen, das Wortbild schon recht beträchtlich; *sador aroda danad adero rodas*. Während nun bei diesen Völkern *pater noster* ohnehin keine Bedeutung hatte<sup>1</sup>, verdient Beachtung, daß sich auch bei lateinischer Schreibweise Entstellungen in großer Zahl finden. Seligmann 155 f. gibt dafür eine Fülle von Belegen. Daraus aber, daß dieser Zerschreibungsvorgang sich schon bei dem zweitältesten Beispiel, das wir überhaupt kennen, dem von Dura um das Jahr 200, bemerkbar macht, ist zu schließen, daß das Paternostergeheimnis schon in vorkonstantinischer Zeit in Vergessenheit geraten sein mußte.

17. Noch die Inschrift von Cirencester (oben S. 368) gibt das Quadrat in der Reihenfolge *rotas opera tenet arepo sator*, während das vielleicht nicht viel spätere Amulett aus Kleinasien (S. 368) die seitdem übliche Umstellung vorgenommen hat: *sator arepo tenet opera rotas*. Man wird kaum fehlgehen, wenn man als Grund für diese Umstellung die Gepflogenheit der lateinisch Sprechenden annimmt, einen Satz mit dem Subjekt zu beginnen. Daß im

<sup>1</sup> Nach äthiopischer Vorstellung handelte es sich bei den Satorworten um die Namen der 5 Wunden bzw. Nägel Christi. Vgl. Erman (oben S. 369<sub>1</sub>) 35.



Lauf der Zeit eine ungewöhnliche Wortstellung<sup>1</sup> in die gewöhnliche verwandelt wurde, wäre eine verständliche Entwicklung.

Diese Umstellung aber beweist, daß der Wortsinn der Formel zum mindesten einer späteren Zeit nicht gleichgültig gewesen sein kann<sup>2</sup>. Auch das scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, daß — zum mindesten zur gleichen Zeit — das Paternoster innerhalb des Quadrats keine sonderliche Bedeutung gehabt haben kann. Denn wenn der Gebetsanfang den wahren Inhalt der Formel bildete, war die Reihenfolge ihrer Worte gleichgültig.

18. Seine Kritik der Paternoster-Deutung begann Dölger mit den Worten: „Ich sehe nicht ein, was damit gewonnen wäre“<sup>3</sup>. Diese Kennzeichnung des Sachverhalts scheint mir treffend. Auch wer jene Deutung glaubt verteidigen zu sollen, ist nicht von der Aufgabe entbunden, das Quadrat, wie es dasteht, zu erklären, unter Beziehung gleicharteter Buchstabemagie sein Sosein und die darin beruhende geschichtliche Wirkung verständlich zu machen. Daß ein Kryptogramm mit verstecktem Paternosterkreuz als christliches Geheimverständigungsmittel schon in vorkonstantinischer Zeit keinen rechten Sinn gehabt hätte, wurde bereits bemerkt. Wäre Sautranus aus Pompeji wirklich ein geheimer Christ gewesen, dann hätte ihm sein ungenannter Sportkamerad einen schlechten Dienst erwiesen (Abschnitt 6). Vollends seit der staatlichen Anerkennung des Christentums hätte das Kryptogramm als solches jegliche Bedeutung verloren. Die Hauptmasse unserer Zeugnisse aber beginnt erst seit diesem Zeitpunkt zu erscheinen. Und nirgendwo, so konnte gesagt werden, findet sich auch nur die leiseste Anspielung darauf, daß es der vermeintliche Geheimsinn gewesen sei, der dem Satorquadrat den Weg durch das Christentum und in christliche Kirchen ermöglicht habe. Nirgendwo ein Zeichen, daß man ihn jemals auch nur geahnt hätte. Dagegen konnte sowohl den Vorkommen in nichtlateinischer Schrift wie den schon in vorkonstantinischer Zeit begegnenden Verschreibungen mit Wahrscheinlichkeit entnommen werden, daß schon damals ein anagrammatisch verstecktes *pater noster* entweder unbekannt oder doch für die Verbreitung der Formel ohne Bedeutung war.

Die ungeheure Breitenwirkung des Quadrats muß also wohl andere Gründe gehabt haben. Wir werden sie — und dem soll alsbald nachgegangen werden — in erster Linie in der so kunstvoll zurechtbuchstabierten Palindromie zu suchen haben und dürfen wohl annehmen, daß die gleichen magischen Vorzüge, die dem Werk seine geschichtliche Wirkung gesichert haben, auch seinem Schöpfer bereits maßgeblich waren. Diesen Eigenschaften im Hinblick auf gattungsverwandte Bildungen nachzugehen, liegt der Forschung in jedem Fall ob. Und es ist im Vergleich mit dieser Aufgabe fast gleichgültig, ob man nun ein *pater noster*, ein *oro te*, *pater* oder was sonst sich auf anagrammatischem Wege ausfindig machen läßt, für Zufall oder für Absicht hält. Daß solche Inhalte irgendwelche Wirkungen getan hätten, läßt sich jedenfalls nicht nachweisen.

<sup>1</sup> Weshalb sie gewählt sein mag, wird unten S. 397 zu erörtern sein.

<sup>2</sup> Vgl. auch die freilich erst um 1400 niedergeschriebene Übersetzung ins Griechische (oben S. 369).

<sup>3</sup> IXΘΥΣ V 60. — Dölger fährt fort: „Die Sator-Formel ist ein Palindrom — und weiter nichts. Ich denke, das magische Quadrat kostete schon Mühe genug. Aus dem Texte noch einmal ein Rätsel zu machen und damit dem findigen Kopf noch mehr Ruhm zu verleihen, ist überflüssig.“ Zur Palindromfrage Näheres unten.



Soviel zur Paternoster-Deutung. — Wiederholt, aber anscheinend ohne daß seine Finder etwas voneinander wußten, ist nun in neuerer Zeit ein Lösungsvorschlag aufgetaucht, dem man nachgerühmt hat, daß er ebenso elegant wie einfach sei. Er beruht auf dem Gedanken, das Satorquadrat  $\beta\omicron\nu\sigma\tau\rho\omicron\phi\eta\delta\acute{o}\nu$ , d. h. so, wie sich beim Pflügen der Stier wendet, stierwendig, furchenförmig, zu lesen. Man folgt den Zeilen in jeweils wechselnder Richtung. Von rechts beginnend schrieben und lasen so die frühen Griechen. Sie hatten sich bei der Schaffung ihres Alphabets zunächst an die vorgefundene linksläufige Schreibweise der Phönizier gehalten. Ehe sie jedoch für immer zur Rechtsläufigkeit übergingen, haben sie in einer Übergangszeit, die im allgemeinen bis etwa 500, mancherorts bis gegen 400 dauerte, von rechts beginnend die Richtung zeilenweise gewechselt.

Als erster scheint pflugwendiges Lesen für die Satorformel der Wiener Universitätsprofessor für Altes Testament Nivard Johann Schlögl vorgeschlagen zu haben, und zwar 1917 in der „Wiener Reichspost“<sup>1</sup>. Am 2. März 1930 trug (Hans?) Friedenthal in den „Kieler Neuesten Nachrichten“ das gleiche vor<sup>2</sup>, am 1. Dezember 1937 ebenso Prof. Brunner in der Zeitschrift „Zeit im Querschnitt“ (5, 365). Im Juni 1938 berichtete darüber Eduard von Welz in seiner Societas Latina (6, 24).

Sodann hat sich in mehreren Veröffentlichungen die „Frankfurter Zeitung“ mit der Frage befaßt. Schon in Nr. 616 vom 3. Dezember 1937 hatte Dieter von der Schulenburg über die „Neueste Deutung eines alten Rätsels“ und dabei insbesondere über die Auffassung Dornseiffs berichtet, hatte aber auch Grosser und Lietzmann erwähnt. In Nr. 246 vom 16. Mai 1943 veröffentlichte dann die Schriftleitung, die sich durch den Fund von Pompeji veranlaßt sah, das Gespräch weiterzuführen, eine kurze Zuschrift von Ludwig Diehl, Oberst a. D. in Stuttgart, Verfasser einer Anzahl von Romanen und Erzählungen, aber auch des seinerzeit nützlichen Büchleins „Der Altertümersammler“ (1909), in der die „Pflugwendeform“ erneut für die Entzifferung des Satorquadrats empfohlen wurde. Die Schriftleitung bemerkte dazu, diese Lösung habe etwas vom Ei des Kolumbus und verdiene ernsthaft zur Diskussion gestellt zu werden.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. In Nr. 420/21 der „Frankfurter Zeitung“ vom 19. August 1943 erschien eine ausführliche, auf umfassenden geschichtlichen Kenntnissen beruhende Abhandlung von Ludwig Wagner über „Das Satorquadrat und seine Deutung.“ Nach Ablehnung anderer Erklärungsversuche, darunter auch der Grosserschen, rät der Verfasser, die Zeilen des Quadrats „stierwendig“ zu lesen. Er legt dabei die mehrfach bezeugte ältere Form

R O T A S  
O P E R A  
T E N E T  
A R E P O  
S A T O R

zugrunde. Rechts beginnend und — wie schon seine Vorgänger — das Palindromwort *tenet* zweimal, nämlich erst rückwärts, dann vorwärts lesend,

<sup>1</sup> Nach Ed. von Welz, Societas Latina 6,24.

<sup>2</sup> Nach Freudenthal, Das Feuer 423.



erhält Wagner die Reihenfolge *sator opera tenet, tenet opera sator*. Er übersetzt das mit „Gott erhält die Welt, oder: Gott ist Schöpfer und Erhalter“. Die Vorzüge dieser Leseweise erblickt er darin, daß nunmehr das unbequeme *arepo* wegfalle, daß bei solchem Inhalt auch die kirchliche Zulassung verständlich sei, daß endlich, verglichen mit „gewaltsam erklügelten“ anderen Deutungen, diese sich schon durch ihre Einfachheit empfehle. „Man muß sich wundern, daß sie bisher nirgends gefunden worden ist.“

Indessen so widerspruchsvoll es klingen mag: gerade ihre vermeintliche Einfachheit erscheint mir auch bei dieser Lösung als Nachteil. Alle Satorrätselrater, die an ihren Deutungen diesen, einem aufgeklärten Zeitalter ohne weiteres einleuchtenden Vorzug glaubten hervorheben zu sollen, gingen bewußt oder unbewußt von der Voraussetzung aus, es handele sich hier um eine Art von Kreuzworträtsel, wie wir es von den Unterhaltungsecken unserer Zeiten her gewohnt sind. Da gibt es in der Tat im allgemeinen nur eine einzige, die „richtige“ und dann einfache Lösung. Die Geschichte des Satorquadrats aber lehrt uns, daß es hier auf eine unterhaltsame „Belustigung des Verstandes und Witzes“ zum mindesten in erster Linie nicht angekommen ist. Ich erinnere an die „Feuerteller“ und die „Tolltafeln“, an die Verwendung gegen Zahnweh, Liebeskummer und Gewitter. Unbedenklich dürfen wir den Gebrauch als Zaubermittel schon für das Altertum annehmen. Das beweisen die Amulettform, die Beischriften, die artverwandten Quadrate und sonstige Buchstabenmagie. Im Zauberwesen aber stellen Einfachheit, Durchsichtigkeit und Verständlichkeit keine Werte dar. Im Gegenteil, wie ausgeklügelt krummwegig und verschoben sind magische Praktiken, wie unscharf und vieldeutig die Sprüche, wie dunkel gerade die beliebtesten Zauberwörter! Und sie müssen wohl so sein, um allen Listen und Gegenlisten der zauberischen Mächte begegnen zu können. Ich erinnere auch an die Vielzahl der heiligen Namen, die auf antiken und mittelalterlichen Sator-Amuletten den Leerraum zu füllen pflegen und alles aufbieten, was nur irgend von Nutzen sein konnte. Gerade auf die Vielfältigkeit der Wirkungsmöglichkeiten kam es an.

Sodann die Frage nach dem Wortsinn solcher Formeln, nach der Bedeutung ihres Inhalts. Um einen Vergleichsmaßstab zu geben, verweise ich auf ein Zauberquadrat, dessen Bau dem der Satorformel verwandt ist<sup>1</sup>:

R V A C H  
V A C H C  
A C H C A  
C H C A V  
H C A V R

Einzig *ruach*, das hebräische Wort für „Geist“, hat hier einen verstehbaren Sinn. Man liest es ebenso vielfältig wie *sator*, und eben darauf scheint sich der magische Wert dieses Quadrats beschränkt zu haben.

Nicht viel anders steht es mit dem von Seligmann 179 angeführten Quadrat

S A T A N  
A D A M A  
T A B A T  
A M A D A  
N A T A S

<sup>1</sup> Vgl. Seligmann 177.



Anhalt gewährt auch hier nur das erste Wort. — Ein bezeichnender Vertreter dieser Gattung ist sodann das vielzitierte Quadrat

A	A	Φ	A
A	E	Ω	N
Φ	Ω	N	H
A	N	H	P

Hier sind zwar die Einzelworte verständlich, doch ergeben sie keinen sinnvollen Zusammenhang.

Endlich ein Bustrophedonquadrat. Es ist für das Verständnis der Satorformel teils insofern von Wert, als es beweist, daß stierwendige Schreib- und Leseweise auch in längst rechtsläufig schreibender Zeit für magische Zwecke noch Verwendung fand, teils aber lohnt es deshalb verglichen zu werden, weil es seinerseits eines logischen Inhalts völlig bar ist. Es handelt sich um ein Quadrat, das Albrecht Dieterich einer Marmortafel in Verona entnahm<sup>1</sup>.

D	C	B	A
E	F	G	H
N	M	L	I
O	P	Q	R

Zum Verständnis dieses Gebildes erinnere ich an die pompejanischen ABC-Denkmäler, von deren magischer Bedeutung oben S. 379 die Rede war. Sowohl ein schlicht rechtsläufiges abedef usw. wie insbesondere die Form mit eingeflochtener „Rückversicherung“ (axbvctdserfq usw.) empfahlen sich Zauberwilligen dadurch, daß sie zwar „eines“ Sinnes unzweifelhaft entbehrten, dafür aber jeden nur denkbaren „meinen“ konnten. Das Alphabet stellte sozusagen eine Generalmobilmachung aller irgendwie in Frage kommenden benenn-, d. h. beschwörbaren Mächte dar<sup>2</sup>. Der eingeflochtene Rückwärtslauf aber bezweckte, einem Gegenzauberer dadurch den Wind aus den Segeln zu nehmen, daß man ihm von vornherein die Möglichkeit nahm, den gemeinten Zauberspruch durch Rückwärtslesen seinerseits zu entkräften<sup>3</sup>. Wollte er das versuchen, dann läse er ja zugleich abedef usw. und entkräftete damit den beabsichtigten Umkehrzauber<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Kleine Schriften (1911) 207 (nach Corpus Inscriptionum Latinarum V 3892).

<sup>2</sup> Dornseiff (Alphabet<sup>2</sup> 78) erinnert in diesem Zusammenhang an die Geschichte von dem Kroaten, der des Morgens beim Aufstehen ein ganzes Alphabet zu sprechen pflegte, weil darin ja alle Gebete einbegriffen seien und der Herrgott selbst das jeweils richtige am besten heraushören könne. Ein En tout cas, ein Passepartout-gebet, möchte man sagen.

<sup>3</sup> Vgl. Gerhard Beseler, Umkehrung: Hessische Blätter für Volkskunde 20 (1921) 15 und die dort genannte Literatur, insbesondere W. Schwartz, Der Zauber des »rückwärts« Singens und Spielens: Indogermanischer Volksglaube (1885) 257.

<sup>4</sup> Nur beispielweise erwähne ich auch ein magisches Zahlenquadrat, und zwar das auf Albrecht Dürers 1514 veröffentlichtem Kupferstich „Melencolia“ rechts oben an der Wand des Turms angebrachte.

16	3	2	13
5	10	11	8
9	6	7	12
4	15	14	1

Die Zahlen sind so ausgewählt, daß sie als Summe nach jeder Richtung hin, auch in den Diagonalen, 34 ergeben. Die Gesamtsumme beträgt 136, eine Zahl, die man, durch die Werte 10, 5, 80, 10, 1, 30 ausgedrückt, mit Hilfe der entsprechenden hebräischen



Nun lassen sich die Worte *sator arepo tenet opera rotas* etwa wiedergeben mit „Der Sämann Arepo hält durch seine Arbeit die Räder fest“. Dieses Satzgebilde läßt der deutenden Phantasie beträchtlichen Spielraum, doch ist zu vermuten, daß mangelnde Eindeutigkeit dem Schöpfer des Quadrats durchaus nicht als Nachteil gegolten hat. Insbesondere dünkt es mich vom Standpunkt des Zauberes aus grundverkehrt, an der „Unverständlichkeit“ von *arepo* Anstoß zu nehmen. Ich erinnere nur an das Zauberwort *Abrakadabra*, das für uns zu einem Inbegriff von Sinnlosigkeit geworden ist. Albrecht Dieterich (Kleine Schriften 216) ging sogar so weit, zu erklären: „Es ist Torheit, einen Sinn in den Buchstaben des Satorquadrats suchen zu wollen. Sie haben niemals Sinn gehabt. Man sieht, wie man die 25 Buchstaben nach jeder Richtung lesen kann, man beobachtet, daß zugleich ein Palindrom der bekannten Art vorliegt ... und daß das alles mit 3 Vokalen und 5 Konsonanten hergestellt wird ... In einem so komplizierten Zeichenspiel einen Sinn zu erwarten, heißt zu viel verlangen.“

Ich stimme Wagner zu, wenn er dieses Urteil in unserem Fall nicht anerkennt. Von den „in griechischen Zauberbüchern auf jeder Seite zu findenden sinnlosen Gruppen von geradezu unaussprechbar nebeneinandergestellten Buchstabenzeichen“, mit denen Dieterich die Satorformel verglich, ist sie darin doch unleugbar verschieden, daß zum mindesten der Schein eines Sinns erkennbar ist, und gerade dieser Schein sollte als magischer Wert nicht unterschätzt werden.

Darin aber wird Dieterich, unter den Neueren immerhin einer der besten Kenner des antiken Zauberes, recht behalten, daß er, und viele vorher und nachher mit ihm, das Hauptgewicht auf die vielfältige Lesbarkeit des Quadrats, auf seine Vielwegigkeit legte. Und so wenig sich eine Deutung des Formelgeheimnisses auf die Feststellung der einfachen Palindromie beschränken dürfte, so wenig hätte das neuerdings vorgeschlagene pflugwendige Lesen ein Recht, sich als alleingültig oder auch nur überragend wichtig zu betrachten. Es geht nicht an, die unmittelbar augenfälligen 4 bzw. 8 Grundwege des Lesens, die sich ergeben, wenn man an einer der 4 Ecken beginnend, waagrecht und senkrecht liest, einfach beiseite zu lassen. Und was die Pflugwendeform betrifft, so sollte nicht übersehen werden, daß es auch von ihr nicht nur die bisher allein erwähnte Art gibt. Selbstverständlich ist auch das Bustrophedonlesen — mit jeweiliger Doppellesung des palindromen *tenet* — von jedem der 4 Eckbuchstaben aus, und sowohl waagrecht wie senkrecht, im ganzen also ebenfalls achtmal möglich.

Zu diesen Möglichkeiten gesellen sich andere. Ausgehend von der mit *sator* beginnenden jüngeren Form des Quadrats fand Ahrens folgendes (173f.):

Buchstaben durch die rein technische *vox memorialis Jopphiel* wiederzugeben pflegte. — Es handelt sich hier um das Jupiterquadrat (*mensula Jovis*), weil es denen, die es nach astrologischer Lehre anwandten, die besonderen Kräfte des Planeten Jupiter vermittelte. Auch die übrigen Planeten hatten ihr Quadrat; man sprach von Planetensiegeln. — Daß Dürer gerade dieses Quadrat wählte, hatte seinen Grund darin, daß es nach einer Theorie des 1499 gestorbenen Florentiner Arztes Marsilius Ficinus vom Wesen des melancholischen Temperaments vermöge seines Gehalts an „Jupiterintelligenz“ die Kraft besitzen sollte, den Blutfluß zu fördern und dadurch einem Überhandnehmen der durch den Planeten Saturn bewirkten „Schwarzgalligkeit“ entgegenzuwirken. Dürer hatte davon durch den Humanisten Willibald Pirckheimer gehört. Vgl. Franz Boll, Sternglaube und Sterndeutung<sup>4</sup> (1931) 37f.113f.



„Dreht man die ganze Anordnung um  $180^{\circ}$  und rückt sodann die nunmehr auf dem Kopfe stehenden Buchstaben, jeden auf seinem Platze, wieder so zurecht, daß sie aufrecht stehen, so hat man wieder genau dieselbe Formel. Hätte man nur eine Drehung um  $90^{\circ}$  vorgenommen, so würde sich — nach Zurechtrücken der Buchstaben auf ihren Plätzen — die Formel in umgekehrter Wortfolge, d. h. als *rotas opera* usw., ergeben haben. Gleichfalls eine Umkehrung der Wortfolge ist das Ergebnis, wenn man die ursprüngliche Anordnung an einem horizontalen oder einem vertikalen Rande spiegelt. Nimmt man die Spiegelung dagegen vor an einer der beiden Diagonalen des Quadrats, so reproduziert sich die Formel genau in ihrer ursprünglichen Form.“ Kurz gefaßt: „Eine Drehung um  $180^{\circ}$  und ebenso eine Spiegelung an einer der beiden Diagonalen reproduziert die Buchstabenanordnung, eine Drehung um  $90^{\circ}$  und ebenso eine Spiegelung an einem horizontalen oder einem vertikalen Rande bewirkt eine Umkehrung der Wortfolge.“

Endlich sei noch der Möglichkeit gedacht, die Zeilen 1—3, und zwar die waagerechten sowohl wie die senkrechten, rechtsläufig bzw. linksläufig, die Zeilen 3—5 dagegen linksläufig bzw. rechtsläufig zu lesen, wobei *tenet* wiederum in beiden Richtungen zu durchmessen ist. Neu ergeben sich dabei die Fassungen *rotas opera tenet* „der Arbeiter hält die Räder fest“ und *sator arepo tenet* „der Sämann Arepo hält fest“, falls man nicht, was bei einem *ὄνομα ἄσκησον* berechtigt wäre, *arepo* als indeklinables Akkusativobjekt nehmen, also „der Sämann hält *arepo* fest“ übersetzen wollte. Man hüte sich jedoch, dergleichen Sätze auf die Goldwaage zu legen. Gerade das Halbdunkel ist ihr Vorzug.

Alle diese und ähnliche Lesemöglichkeiten zusammen bilden den magischen Hauptwert der Formel. Keine von ihnen dürfte, weil der sich ergebende Wortinhalt dem heutigen Vernunftbedürfnis besser zusagte als ein anderer, für sich genommen und absolut gesetzt werden. In der Feststellung der Polydromie, der ungewöhnlichen Vielläufigkeit dieses Quadrats, möchte ich die „Lösung“ des Satorrätsels sehen und damit zugleich den Grund für den erstaunlichen Erfolg, der gerade dieser Zauberformel beschieden gewesen ist. Daß er durch gleichsam geisterhafte Undeutlichkeit des Inhalts nicht beeinträchtigt, sondern nach magischer Praxis mutmaßlich gefördert wurde, wird unten noch zu erörtern sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus aber kann nunmehr auch der Bustrophedonlesung ihr Platz angewiesen werden. Sie scheint mir trotz der gegen ihre Alleinsetzung zu erhebenden Bedenken eine beachtliche Entdeckung zu sein. Dadurch, daß Wagner das wechselzeitige Lesen auf die mit *rotas* beginnende älteste Gestalt des Quadrats bezogen hat, ist vielleicht am einfachsten erklärt, warum seine Schöpfer nicht, wie es im Lateinischen das Gewöhnliche gewesen wäre, mit *sator*, sondern mit seiner Umkehrung begann (oben S. 389 f.). Das Lesen „bustrophedon“ erwies sich damit — ich komme sogleich darauf zurück — als planmäßig vorgesehen.

Mit dieser Erwägung aber legt sich der Versuch nahe, dem mutmaßlichen Entstehungsvorgang einmal nachzudenken. — Daß der Meister auch des Satorquadrats nicht vom Himmel gefallen ist, darf man glauben. Gern denkt man sich ihn im Umgang mit Anagrammen und Palindromen. Wer für Wortspiele Sinn hat, weiß, wie unausrottbar dergleichen im Gedächtnis nicht nur zu haften, sondern mitunter auch zu wuchern pfl egt. Ich erinnere



an Rücklaufscherze wie Reliefpfeiler<sup>1</sup>, Reittier, Rentner, Marktkram, egale Lage, eine Nenie. Dazu an Sätze wie: bei Liese sei lieb; ein Neger mit Gazelle zagte im Regen nie; eine treue Familie bei Lima feuerte nie; ein Ledergurt trug Redel nie; ein erhabenes Grasgrab in Ani (armenische Ruinenstadt!) barg Sarg, 'ne Bahre nie; leg' in eine so helle Hose nie 'n Igel; Ida war im Atlas, Abdula lud Basalt am Irawadi usw.<sup>2</sup>). Auch wissen Kundige, daß Stettin „nett ist“, in Heidelberg dagegen „Geld herbei“ muß. Mit den viel reicheren Spielmöglichkeiten der lateinischen Sprache aber — vgl. Anm. 1 S. 397 — war gewiß auch unser Quadratmeister vertraut, als er sich daran machte, nach älteren, sei es lateinischen, sei es griechischen Vorbildern ein magisches Quadrat anzufertigen. Daß ihm Vorbilder überhaupt zur Verfügung standen, läßt die hochentwickelte Polydromie seines Buchstabenkunstwerks ohne weiteres annehmen; das Vollkommene pflegt nicht am Anfang zu stehen.

Daß sich das Palindromwort *tenet* bei dieser Aufgabe gut verwenden ließ, wird dem Anagrammatisten so geläufig gewesen sein wie uns „Otto“ und „Anna“. Aus dem fünfbuchstabigen *tenet* aber ein Kreuz zu bilden, scheint mir eine Eingebung zu sein, die nicht nur das Gerippe für das geplante Quadrat lieferte, sondern weithin auch seine Füllung schon bestimmte. Vergewöhnlicht man sich nämlich die bis dahin erreichte Form:

T  
E  
T E N E T  
E  
T

so läßt sich der nächste Schritt unschwer vorstellen. Er wird nicht dem Zeilenpaar 2 und 4 gegolten haben, denn *arepo* war gewiß ein zuläufiges Zwangsergebnis<sup>3</sup>. Es galt zunächst wohl für Zeile 1 und 5 ein passendes Spiegelwort zu finden, ein Paar wie *Roma* und *amor*, aber fünfbuchstabig und mit einem *t* in der Mitte. Die Zahl der dafür im Lateinischen zur Verfügung stehenden Bildungen dürfte nicht groß sein. Vielleicht waren sie dem Quadratmeister ebenso bekannt wie unsereinem „Leben“ und „Nebel“, „Regen“ und „Neger“, „Sarg“ und „Gras“, „Eber“ und „Rebe“. Ob es ihm möglich

<sup>1</sup> Mit welchem Recht man als Finder dieses Krebswortes Schopenhauer bezeichnet hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Gustav Friedrich Wagner, Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken (1909), vermerkt es nicht.

<sup>2</sup> Erinnerung sei auch an Platens Spiel mit „Zeus“ und „Suez“:

„Ich bin ein mächtiger Gott nach alter Erfindung der Griechen,  
Aber ein schmales Land Afrikas, kehrt du mich um.“

<sup>3</sup> Ich habe mir sagen lassen, Redel sei ein um die Entwicklung zweckmäßiger Turnkleidung verdienter Mitarbeiter Ludwig Jahns gewesen, aber ich fürchte, mein Gewährsmann ist einer ätiologischen Legende aufgesessen. Man braucht sich ja auch angesichts der nie feuernden Familie nicht den Kopf zu zerbrechen, welche von den peruanischen Revolutionen etwa gemeint sein könnte, sollte auch nicht bei Ethnologen anfragen, wo es Neger mit Regenschirmen aus Gazellenhaut gebe, noch gar über die eheliche Szene nachgrübeln, die hinter *Otto tenet mulum, madidam mappam tenet Anna* stecken könnte. Erwähnt aber habe ich dergleichen, um auch von hier aus vor nutzlosen Bemühungen um *arepo* zu warnen. „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen“ heißt es in der Hexenküche, und in der Magie aller Grade ist Mephistopheles ein besserer Führer als Faust.

<sup>4</sup> Von den zahlreichen, zum Teil abenteuerlichen sprachgeschichtlichen Deutungen von *arepo* überzeugt weder die von Dölger (= *ἀροραρον* „Pflug“, a. a. O. 62, vgl. 59) noch die von Dornseiff (oben S. 373<sub>2</sub>).



gewesen ist, unter den vorhandenen Paaren eines auszuwählen, das zum Verbum *tenet* Subjekt und Objekt lieferte, oder ob dabei Zufälle mitwirkten, muß dahingestellt bleiben.

Für Zeile 2 und 4 aber war die Auswahl nunmehr weitgehend eingeschränkt. Das hatte zur Folge, daß zwar *opera* kaum Mühe gekostet haben wird, dagegen als Spiegelwort ein Behelf dienen mußte. Ich könnte mir jedoch denken, daß das fremdartig klingende *arepo* seinen „Schöpfer wider Willen“ eher gefreut als bekümmert hat. Welch hohen Kurswert solche Wechselbälger von Worten im Zauberwesen haben konnten, war ihm sicher bekannt.

So bleibt denn nur übrig, noch einmal auf den Quadratanfang mit *rotas* hinzuweisen. Mit dem Subjekt *sator* zu beginnen und dem Objekt *rotas* zu schließen, wäre das Satzübliche, das Regelmäßige gewesen. Daß aber für ein so eigenwillig und absonderlich zurechtgebossenes Gebilde wie unser Quadrat nicht die Regel maßgeblich zu sein brauchte, versteht sich. Zudem lockte der Zauber der Umkehr. So mag es zur Voranstellung des Objekts gekommen sein. Voranstellung freilich nur für den rechtsläufig lesenden, während, den oben S. 393 erwähnten vor- und zugleich rückwärtslaufenden ABC-Reihen grundsätzlich vergleichbar, für den in entgegengesetzter Richtung lesenden — und dazu mußte das Wort ja alsbald auffordern — nun doch die Regel galt. Und eben dieses Hin und Wider war die Quintessenz des Quadrats.

So etwa könnte es zugegangen sein, als das Satorquadrat entstand. Und man hätte festzustellen, daß keinerlei Hexerei mit im Spiel war. Immerhin, das *tenet*-Kreuz war doch wohl so etwas wie das Ei des Kolumbus. Und da läßt sich hinterher gut reden!

Verglichen mit den formalen Vorzügen des Satorquadrats bedeutete sein Inhalt wenig<sup>1</sup>. Er ist deshalb nicht belanglos. Nicht nur seine je mit der Leseweise wechselnden Fassungen, sondern auch seine, wenn ich so sagen darf, Dreiviertelverständlichkeit werden die Phantasie empfänglicher Leser

<sup>1</sup> Anmerkungsweise ein Fall, in dem es dem Schreiber eines Buchstabenquadrats auf den Sinn wirklich ankam. Das pompejanische Graffito Nr. 856 der Sammlung Diehl (Notizie degli scavi 1929, 465 Nr. 200) sieht folgendermaßen aus:

R	O	M	A
O			M
M			O
A	M	O	R

Der Schreiber hat auf ein vollständiges Quadrat — beispielsweise *mare amor Roma eram, oram Roma amor Maro* oder *amor Milo olim Roma* — wohl deshalb verzichtet, weil es ihm — in der kampanischen Provinzstadt! — um das Bekenntnis „Rom, meine Liebe“ zu tun war. — Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit der Palindrompentameter *Roma tibi subito motibus ibit amor*, den der gallische Bischof und Schriftsteller Sidonius Apollinaris (5. Jahrh.), nach *versus recurrentes* befragt, als *antiquum* bezeichnete. Die Überlieferung fügt zwei weitere hinzu: *Si bene te tua laus taxat sua laute tenebis* und *Sole medere pede, ede perede melos*. — Durch Ahrens 172<sub>1</sub> wurde ich auf folgendes Kuriosum aufmerksam. Felix Dahn hörte im Münchener Wintersemester 1850/51 eine Vorlesung bei dem Geschichtsphilosophen Ernst von Lasaulx. Er berichtet darüber im 2. Band seiner „Erinnerungen“ (1891, 18f.) folgendes: „Lasaulx verscheuchte mich endgültig, als er in seiner mystischen Geschichtsphilosophie vom Katheder herab die Vorbestimmung Roms, aus der Hauptstadt der heidnischen zur Hauptstadt der christlichen Welt zu werden, damit bewies, daß *Roma* (griechisch ῥώμη), ‚die Kraft‘, ja nur der ‚Umkehr‘ bedurfte, um aus *Roma* — *amor* ‚die Liebe‘, der Grundgedanke des Christentums, zu werden. Da floh ich!“ — Scherzeshalber sei endlich auf das „makkaronische“ Quadrat *Sarg amor Roma Gras* verwiesen.



immer wieder angeregt und den Reiz des Geheimnisvollen verstärkt haben. Darin liegt — vergleicht man schlechthin sinnlose Buchstabenmagie — ein Zusatzwert, der die Werbekraft der Formel erhöht und zu ihrer Verbreitung beigetragen haben wird. Zu erinnern aber ist an die schon frühzeitig einsetzenden Verschreibungen sowie an die Fassungen in nichtlateinischen Alphabeten.

Endlich ein Blick auf das Satorquadrat in christlichen Kirchen<sup>1</sup>. Der Gedanke, es sei das *sator tenet opera* als der vermeintlich eigentliche Inhalt der Formel gewesen, der ihr diesen Weg erschlossen habe, wurde oben bereits zurückgewiesen. Diese Kurzfassung des Inhalts verdient eine derartige Hervorhebung weder aus sachlichen noch aus formalen Gründen. Auch könnte sie ja nur für das lateinische Sprachgebiet geltend gemacht werden. Und gerade die griechisch bzw. koptisch geschriebenen Satorquadrate bezeugen schon frühzeitig eine betont christliche Verwendung. Ich erinnere einerseits an das Amulett „aus Kleinasien“, das über dem Formeltext ein IC + XC „Jesus Christus, der Gekreuzigte“, auf der Vorderseite das Fischsymbol aufweist, andererseits an koptische Satoramulette mit Kreuzen sowie an die oben S. 369 erwähnte, von Heiligennamen umgebene Kircheninschrift von 739 im oberägyptischen Faras<sup>2</sup>. Da Dölger<sup>3</sup> das kleinasiatische Stück der Fischform wegen mit Ägypten in Zusammenhang gebracht hat, liegt der Gedanke nicht fern, im spätantiken Alexandria einen Ausgangspunkt für sozusagen christianisierte Satorquadrate zu sehen<sup>4</sup>. Sie mögen dann in den lateinisch sprechenden Westen zurückgewirkt und dank auch den jüdisch-christlichen Zutaten kirchlichen Kreisen als tragbar erschienen sein<sup>5</sup>.

Im übrigen sollten die kirchlichen Vorkommen nicht überschätzt werden. Sie sind an Zahl gering und finden sich wohl nur an entlegenen Orten. Und wenn sich z. B. in der Pfarrkirche von Pieve Terzagoni bei Cremona (11. Jahrh.) die Satorformel „im Fußbodenmosaik der Apsis hinter dem Altare“ befand<sup>6</sup>, dann ist der Platz, den man ihr dort gestattet hat, bescheiden genug. Es wird kaum nötig sein, für dergleichen Ausnahmefälle nach einer besonderen Rechtfertigung zu suchen. Seine aus alter Überlieferung genährte Volkstümlichkeit und das geistliche Gewand der Kirchensprache um einen zum mindesten nicht betont heidnischen, allenfalls sogar christlich auslegbaren

<sup>1</sup> Ein Beispiel noch aus dem Jahr 1740 im Karmeliterkloster Reisach bei Oberaudorf am Inn (nördlich Kufstein) erwähnt Ed. von Welz, *Soc. Lat.* 5 (1937) 58.

<sup>2</sup> Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch das freilich erst dem 16./17. Jahrhundert zugewiesene Satoramulett von Thasos in der nördlichen Ägäis, das außer kabbalistischen Namen und Zeichen auch christliche Beischriften trägt. Vgl. außer Seligmann 161f. mit Abb. 3 die Veröffentlichung von W. Deonna, *Talismans magiques trouvées dans l'île de Thasos: Revue des Études Grecques* 20 (1907) 365.371f.382.

<sup>3</sup> *IXΘΥΣ* II 119, V 58.

<sup>4</sup> Insofern mag Adolf Franz, *Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter* II (1909) 94, recht haben, wenn er die Satorformel auf alexandrinische Überlieferung zurückführen wollte.

<sup>5</sup> Vergleichen lassen sich die in mittelalterlichen Kirchen nicht selten als Mosaik angebrachten Wendelbahnen (Labyrinth). Ich verweise dazu einstweilen auf Wilhelm Meyer (aus Speyer), *Ein Labyrinth mit Versen: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München* 1882, Band 2, 267, sowie auf Waltraud Hunke, *Trojaburgen*, Diss. phil. München 1940 (maschinenschriftlich). Ausführlicher handele ich über diesen Gegenstand im XI. Kapitel druckfertiger „Sinnbildstudien“.

<sup>6</sup> Dölger, *IXΘΥΣ* V 58. Seligmann 165.



Inhalt waren es wohl, die dem vielerprobten Phylakterion zu einem Platz auch in Gotteshäusern verhalfen. Mochte es sich gegen Feuersnot auch dort bewähren.

Damit ist der apotropäische Gedanke, ist das Satorquadrat als übelabwehrendes Amulett wieder in unseren Gesichtskreis getreten. Einzig in dieser Eigenschaft ist es, wie wir sahen, wirklich bezeugt, in ihr aber auch vom Altertum bis zur Gegenwart. Wohl läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es nicht hier und da auch anagrammatischen Spielereien und bloßer Unterhaltung gedient hat. Und wer möchte bezweifeln, daß schon eine Anfertigung Vergnügen bereitet haben muß? Daß aber die Satorformel nicht nur solcher Wirkung ihren weltweiten Erfolg zu verdanken hat, kann zuversichtlich behauptet werden.

Von der spiegelartigen Undurchdringlichkeit unseres Quadrats war oben die Rede, und dieser Vergleich war nicht nur rhetorisch gemeint. Dienten doch auch Spiegel der Abwehr schädlicher Kräfte. Wer durch Spiegel geschützt ist, von dem prallen „böse Blicke“ aller Art ab, weil ja das eigene Spiegelbild auf Schadengeister ebenso abschreckend wirkt wie gorgonische Masken über Türen und Toren. In diesem Sinn vermag auch das Satorquadrat feindselig Lesende unschädlich zu machen. Wie sich aber zu einem Einzelspiegel ein kunstvoll geschliffenes Vielflach verhält, so steht die Polydromie unseres Quadrats an Wirkungsmöglichkeiten über einem einfachen Umkehrzauber von der Art der oben erwähnten Doppelalphabeten. Man kann seinen Träger zauberisch angreifen, wo und wie immer man will, die Formel ist vielseitig genug, ihn zu schützen. Gerade ihre fast übernatürlich wirkende Wendigkeit begründete ihre magische Potenz und mehrte ihren Ruhm.

Zunehmende Beliebtheit aber erschloß der Satorformel dann auch Anwendungsbereiche, in denen es auf „Blicke“, auf Lesewege und Wortbedeutungen nicht mehr ankam, sondern — außer der quadratischen Gesamtform — der bloße Klang genügte, um den Glauben an ihre Wirksamkeit zu nähren. Ob man die lateinischen Wörter in griechischer oder koptischer Schrift schrieb, ob Verschreibungen einriss, die gegen das Palindromprinzip verstießen — der magische Gehalt der Formel erlitt dadurch keine Einbuße. Ja, die Fremdheit der Klänge mochte eher eine Stärkung als eine Minderung des Zauberwertes bedeuten. Alles Anagrammatische aber verlor auf dieser Entwicklungsstufe, im Zustand eines volksliederartigen „Zersagens“ und „Zerschreibens“, vollends an Bedeutung. Das Kreuz gar bedurfte einer mühevollen Tarnung in nachkonstantinischer Zeit um so weniger, als es in wechselnder Form längst vor Christi Tode und ohne Beziehung auf die Kreuzigungsstrafe ein im Mittelmeergebiet als Bild oder Gebärde altheimisches Abwehr- und Glückszeichen war. Darüber in anderem Zusammenhang mehr.

Es ist ein seltsames Stück Geistesgeschichte, das an uns vorübergezogen ist. Absonderlich genug schon der Gegenstand, das Quadrat selbst. Die labyrinthartige Vielzahl seiner Gänge, die nach mystisch-magischem Tief-sinn klingende, mehr andeutende als aussprechende Art seines Inhalts. Eine sprunghaft, geradezu abenteuerlich anmutende Verbreitung über die ganze Weite der griechisch-römischen Welt: Pompeji, Mesopotamien, Westengland, Kleinasien, Oberägypten, und dann die Wanderung durch Mittelalter und Neuzeit. Vergesellschaftung mit antikem ABC-Zauber, mit christlichen



Heiligennamen, mit kabbalistischer Magie. Nicht minder vielfältig endlich die brauchtümliche Verwendung. In christlichen Kirchen sowohl wie in den dunkelsten Winkeln morgen- und abendländischen Aberglaubens<sup>1</sup>. Ich erinnere an Tolltafeln und Feuerteller, an mondäne Seidenstickereien, dörfliche Teppichkunst und hafenstädtischen Hautschmuck.

Ebenso abenteuerlich aber verlief auch die Forschungsgeschichte. Vor 1880 verlautes außer vereinzelt Bemerkungen nichts. Dann aber tun sich die Schleusen auf, und eine „Lösung“ jagt die andere. Alexander Treichel, ein westpreußischer Rittergutsbesitzer, macht den Anfang. Eine noch heute nützliche Sammlung der Funde liefert der Hamburger Augenarzt Siegfried Seligmann. Hauptort der Veröffentlichungen bleiben durch Jahre hindurch die von keinem geringeren als Rudolf Virchow herausgegebenen „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, die bis 1917, vor allem aber in den 80er Jahren, zahlreiche einschlägige Arbeiten bringen, wie denn an der Satorformelforschung überhaupt die starke Beteiligung von Medizinern, Naturwissenschaftlern und Mathematikern auffällt. Die erste systematische Sammlung und Bearbeitung der Belege freilich gab der Bibliothekar und Literaturhistoriker Reinhold Köhler. Und es dauerte dann nicht mehr lange, bis auch andere Philologen sowie Theologen beider Konfessionen auf den Plan traten. Anscheinend bis auf die Juristen hat sich somit die ganze universitas literarum um diesen Gegenstand bemüht.

Es waren jedoch von Anfang an auch die Kreise der Nichtzünftigen, die der Satorformel mit mehr oder weniger Gelehrsamkeit, aber gleichmäßig fester Zuversicht ihr Geheimnis zu entreißen versuchten, wie denn neben den Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften auch Aufsätze in Tageszeitungen eine Rolle in der Forschungsgeschichte gespielt haben. Hatte dort ein Landwirt den Anstoß gegeben, so war es in Nr. 228 der „Vossischen Zeitung“ vom 5. Mai 1917 der Journalist Alexander Moszkowski, Schriftleiter der „Lustigen Blätter“, Verfasser von Büchern sowohl über Einstein wie über „Sokrates, den Idioten“, Mitherausgeber des „Buches der tausend Wunder“, der unter der Überschrift „Ein aufgelöstes Rätsel“ ein lebhaftes Zeitungsgespräch über das geheimnisvolle Quadrat in Gang zu bringen verstand. Außer der „Voss“ beteiligten sich darin die Deutsche Warschauer Zeitung, das Darmstädter Tageblatt, die Tägliche Rundschau, die Münchener Post, das Hamburger Mittagsblatt, die Wiener Reichspost, der Pester Lloyd und die Kieler Neusten Nachrichten, bis am Ende die Frankfurter Zeitung die oben erwähnte Beitragsreihe eröffnete.

Deutlich spürt man aus allen diesen nicht selten erregten Auseinandersetzungen sowohl das intellektuelle Vergnügen an einem Denkspiel, dessen Rätselhaftigkeit zum „Knacken“ reizte, wie eine mehr oder weniger bewußte Vorliebe für die im Satorquadrat vorhandene oder vermutete Aberweisheit,

<sup>1</sup> Vgl. Athanasius Kircher, *Arithmologia sive de abditis numerorum mysteriis* (1665) 220: „Diese Worte werden so geschätzt, daß sie nicht nur in die Gebete der Lateiner, sondern auch in die der Araber, ja sogar in die der Äthiopier übergegangen sind. Denn wenn die Äthiopier mit vernünftigen Gebeten Gott und Christus zugesetzt haben, fügen sie diese unsinnigen Worte hinzu; weil sie in ihrer Torheit überzeugt sind, daß sie sich durch die Kraft dieser Worte mehr Einfluß und Erfolg verschaffen können, um das zu erhalten, was sie wünschen. Sodann finden sich diese Worte *Sator* usw. in den Reden der Araber und fehlen niemals bei den Magiern und Kabbalisten.“ Nach Seligmann 172.



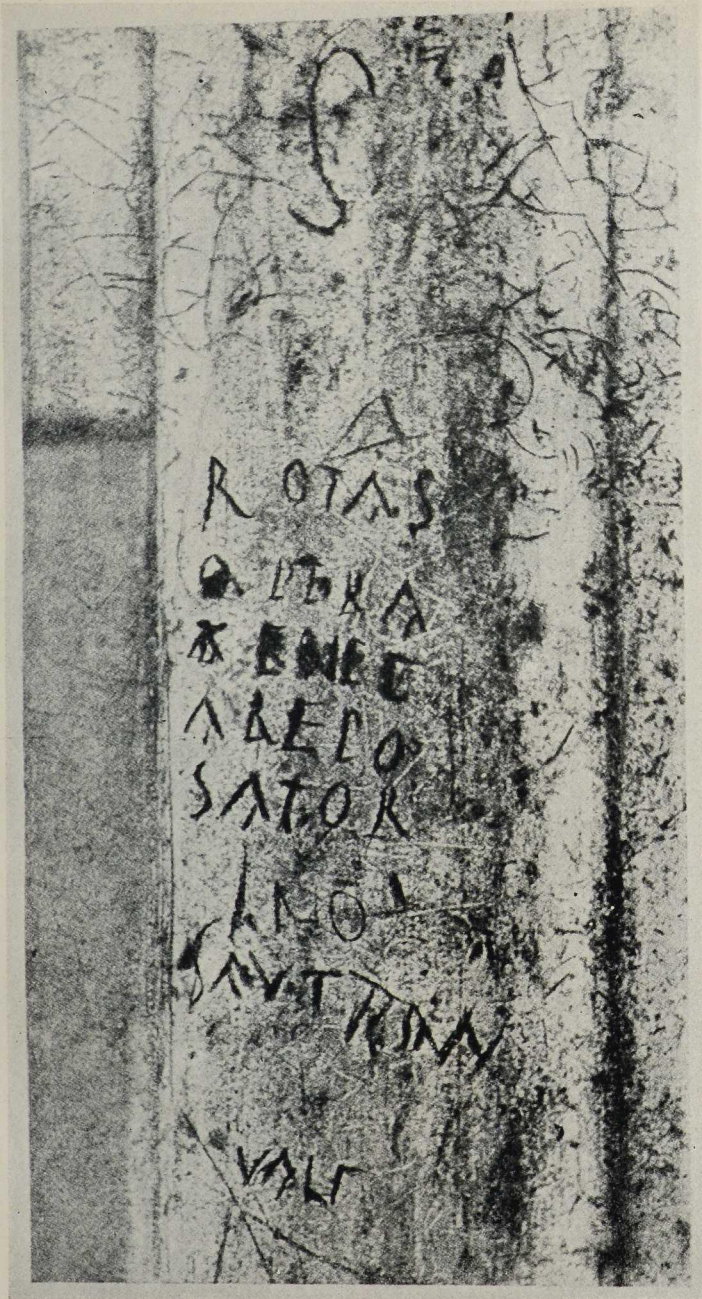


Abb. 1. Inschrift aus Pompeji





Abb. 2. Amulett; s. S. 370





Abb. 3. Kreuz aus Herculaneum





Abb. 4. Kreuz aus Herculaneum

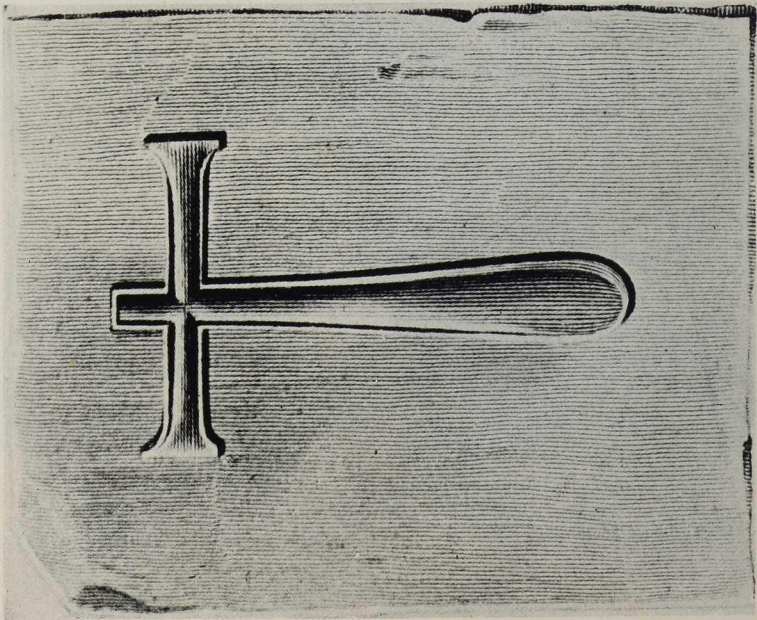


Abb. 5. Wandkreuz aus Pompeji



für dunkel verworrene Hintergründe. Es dünkt mich bezeichnend für den Geist der nach dem Krieg von 1870/71 anbrechenden Zeit, daß sie sich einem im Grund wenig belangreichen, aber seltsam aufreizenden Gegenstand gegenüber so empfänglich gezeigt hat. Anscheinend hat die Beschäftigung mit der alten Zauberformel zugleich rationale und irrationale Bedürfnisse von Wissenschaftlern und Literaten zu befriedigen vermocht.

Bald aber, nachdem Dieterich, der Altphilologe, die Geheimniskrämerei der neueren Inhaltsdeutungen scharf zurückgewiesen, nachdem der Mathematiker Ahrens witzelnden Mysteriosophen vom Schläge Moszkowskis mit beißendem Spott zugesetzt und eine rein geometrische Deutung des Quadrats verfochten, nachdem der Altphilologe Dornseiff sich in der ersten Auflage seiner Alphabetstudien (1922) über die bis dahin erschienenen Deutungen mit skeptischer Zurückhaltung geäußert hatte und lediglich einen Buchstabenzauber gelten ließ, nicht lange also nach diesen wohldurchdachten, auf gründlicher Kenntnis sonstiger Buchstabenmagie beruhenden und in der Hauptsache übereinstimmenden Erklärungen geschah nun etwas sehr Merkwürdiges. Pfarrer Grosser entdeckte (1926) im Satorquadrat das Paternosterkreuz mit der AO-Symbolik, und nahezu die gesamte Wissenschaft verfiel ihm. Lietzmann wird recht gehabt haben, wenn er (1937) feststellte, daß diese Lösung „allgemeinen Beifall“ gefunden habe. Ed. von Welz freilich bezweifelte, nachdem er zunächst zugestimmt hatte, ihre Durchschlagskraft, während andere nach Ergänzungslösungen suchten. L. Wagner glaubte mittels des Bustrophedonlesens zum vermeintlich wahren Inhalt der Formel gelangen zu können. Mit Nachdruck endlich widersprach der Paternoster-Deutung nach anfänglicher Zurückhaltung F. J. Dölger. Er bekämpfte sie — leider nur anmerkungsweise — aus überlegener Sachkenntnis heraus mit schlagenden Einwänden. Sonst aber ist mir eine Ablehnung oder auch nur ein Zweifel nicht bekannt geworden. Und unter den Zustimmenden findet man Fachgelehrte von hohem Rang.

Neben das Kreuzworträtsel von Pompeji aber ist seit 1939 das Kreuzrätsel von Herculaneum getreten, und auch die fast erloschene Erinnerung an das verschollene pompejanische Kreuz wurde wieder angefacht. Ein x, ein y und ein z, so möchte man sagen, haben sich zueinander gefunden, und man erwartet, daß sie sich gegenseitig erhellen.

Wir haben es hier mit einer der seltsamsten Illusionen der neueren Wissenschaftsgeschichte zu tun. Der im Vorstehenden unternommene Versuch, ihr ein Ende zu bereiten, wird voraussichtlich keinen leichten Stand haben. Notwendig war er dennoch.

Von den beigegebenen Abbildungen stammen Nr. 1 aus der S. 367<sub>3</sub> zuerst genannten Abhandlung von M. Della Corte, Nr. 2 aus der S. 367<sub>1</sub> zuerst genannten Veröffentlichung von S. Seligmann, Nr. 3 und 4 aus der S. 382<sub>1</sub> genannten Abhandlung von G. de Jerphanion, Nr. 5 aus dem S. 383<sub>1</sub> genannten Werk von F. Mazois.